

# STATT UTOPIE

Diskurs	Vielfalt	Engagement	Alternativen
Freiheit	Farbe	Grenzenlos	Denkräume
Entwürfe	Commons	Solidarität	Menschenrechte
Gemeinschaft	Gerechtigkeit	Haltung	Zeit
Musse	Herz	Miteinander	Verantwortung
Quartierleben	Suffizienz	Lebendig	Nachhaltig
Soziale Praxis	Demokratie	Resilienz	Bunt
Toleranz	Gemeinwohl	Musik	Handwerk
Pluralität	Kooperation	Netzwerk	Verändern
Einladung	Gemeingüter	Experimente	Grundeinkommen
Global denken	Lokal handeln	Sinn	Mut
Lohnungleichheit	Begegnung	Bewegung	Gastfreundschaft
Welt	Verweilen	Achtsam	Wahlrecht
Kreativität	Treffpunkte	Ressourcen	Austausch
Wohnraum	Platz für alle	Kultur	Wandel
Nachbarschaft	Konsens	Transparenz	Fahrradwege
Konsumfrei	Aneignung	Postwachstum	Spielräume
Strassenfest	Grün	Mitgestaltung	Diversität
Kompost	Hyperkultur	Teilen	Alltag
Teilhaben	Dialog	Freiräume	Realität
Vertrauen	Naturschutz	Würde	Aufbrechen

# Editorial

Die Titelseite dieser Ausgabe zeigt Fragmente dessen auf, was wir am stattutopie Festival im April 2015 angedacht, verhandelt und uns für das Zusammenleben in der Stadt der Zukunft gewünscht haben. Auf der Suche nach Utopien, die uns als Wegweiser dienen könnten, haben wir uns aufgemacht. Immer mit einem Fuss in der Gegenwart, in dieser komplexen Realität, die wir aufbrechen und neu dimensionieren wollen. Das Festival hat unter anderem eines klar gemacht: Die Ideen und Entwürfe für den guten Umgang mit der Welt sind vorhanden – überall auf der Welt. Es sind Ansätze, die sich jenseits ökonomisierter Strukturen und Ideale ansiedeln lassen und die Gestaltung des Urbanen – trotz und dank all seiner Diversität und Diskurshaftigkeit – als chancenreiche Aufgabe verstehen.

So divers die aktuellen globalen Herausforderungen sind, so vielfältig sind die Themen und Praxisgebiete, die es umzugestalten gilt. Die hier versammelten Berichte sollen – ebenfalls fragmentarisch – als Beispiele für wegweisende Projekte

**Impressum** Stattutopie Festivalzeitung, Ausgabe Nr. 1, 2015, Basel  
**Herausgeber:** Livia Matthäus **Redaktion:** Livia Matthäus, Lukas Popp **Gestaltung:** Lukas Popp  
**Bild & Illustration:** Lukas Künzli (Illustration), Azul Azul, Utopie Magazin für Sinn und Verstand (Collagen)  
**Druck:** Newspaper Club, www.newspaperclub.com **Auflage:** 100 Expl. **Kontakt:** info@stattutopie.ch



und Gedankenentwürfe stehen. Sie stammen von Menschen, die am stattutopie Festival als Referierende, BesucherInnen oder Workshopleitende selbst dabei waren. Und von solchen, die das Projekt stattutopie in seiner Entstehung begleitet und inspiriert haben. In aller Unvollständigkeit wollen wir damit einmal mehr die Farbigekeit möglicher Zukünfte und Lösungsansätze sichtbar machen, sie in die Welt hinaus entwerfen und zur Diskussion stellen.

Ihnen gemein ist allein die konkrete Utopie, uns und den Danachkommenden eine Welt zu gestalten, die den menschlichen Bedürfnissen eher entspricht, als das, was wir momentan vorfinden. Eine Welt eben, die glücklich macht.

Livia Matthäus

Weitere Infos zum Projekt, Online-Zeitung und Mitmach-Gelegenheiten: [www.stattutopie.ch](http://www.stattutopie.ch)

**AutorInnen:** Anka Falk, Aaron Ritschard, Benedikt Achermann, Davide Tisato, Elisa Petri, Julia Motzner, Livia Matthäus, Niko Paech, Raumstation Weimar, Silke Helfrich, Ueli Mäder, Utopie Magazin, Sarah Zussy  
Herzlichen Dank an alle Beteiligten für ihre Beiträge!

# Die konkrete Utopie

Eine permanente Evolution, die eigentlich eine Revolution ist

Von Prof. Dr. Ueli Mäder

Zwangsgeborgenheit und enge Kontrollen prägen ländlich normierte Dorfgemeinden und die „Kuhstallwärme der Gemeinschaft“ (Geiger). Das war und ist für etliche Menschen ein Grund, vertraute soziale Räume aufzugeben und in die Anonymität städtischer Agglomerationen aufzubrechen. Sie suchen ihre Freiheit in sachlich-distanzierten Beziehungen. Doch diese erweisen sich zuweilen als recht brüchig und kühl. Das fördert da und dort wiederum die Bereitschaft, neue soziale Verbindlichkeiten einzugehen, und zwar frei gewählt. Das kann eine Chance sein. Im Sinne einer Urbanität, die Beziehungsqualität mit meint und weit über gängige Stadtentwicklung hinaus reicht. Neue Komplexitäten erfordern Differenzierungen, die vielfältige Strukturen berücksichtigen und Konflikte zulassen. Sie verbinden.

Alte Konzepte der Identität gehen von relativ homogenen Sozialstrukturen aus. Sie sehen eine deckungsgleiche Übereinstimmung von Anspruch und Wirklichkeit vor. Heute ist es jedoch unabdingbar, Identitäten zu entwickeln, die Ambivalenzen zulassen und in der Lage sind, offen mit Widersprüchen umzugehen, ohne alles offen zu lassen oder beliebig zu relativieren. Neue Identitäten orientieren sich an vielfältigen Realitäten. Sie entsagen jener bedrückenden Enge, die recht gemächlich wirkt. Der rasche soziale Wandel beinhaltet indes die Gefahr, Menschen so zu verunsichern, dass sie sich wieder stärker rückwärts orientieren und Halt in ausgrenzenden Gemeinschaften und alten Ordnungen suchen. Wer materielle Einbussen und soziale Abstiege erfährt, ist besonders gefährdet. Einzelne von ihnen sind allerdings auch besonders motiviert, sich mehr für ihre eigenen Interessen und soziale Ordnungen einzusetzen. Neue Ideen verknüpfen das konservative Bewahren ökologischer Räume mit dem kreativ progressiven Gestalten.

Pluralität und vielfältige Urbanität prägen im Jahr 2030 die Identität breiter Bevölkerungskreise. Föderationen bilden sich auch in ländlichen Regionen. Sie bestehen aus etwa zwanzig politischen Gemeinden, die je nachdem mehrere Dörfer umfassen. Eine Gemeinde zählt durchschnittlich 15'000 Personen. Wirtschaftlich kooperieren die Föderationen als Verbände. Sie überschreiten selbstverständlich auch die früheren Landesgrenzen. So kooperiert die Regio Basiliensis mit dem Elsass, dem Südbadischen und dem Jura. Alle versuchen, möglichst viele Güter regional zu produzieren und auszutauschen. Und das ökologisch motiviert, nicht provinziell. Die biologische Landwirtschaft erzeugt die Grundnahrung für die Ansässigen. Zudem reichlich Eier, Gemüse, Fleisch und

Früchte für die städtischen Agglomerationen. Die Landwirtschaft basiert auf traditionellen Familienhöfen und genossenschaftlichen Kleinbetrieben. Das Kultivieren des Landes ist für junge Familien attraktiv. Etliche arbeiten und leben zusammen. Sie bieten auch Gästen stillvoll eingerichtete Zimmer an. Ferien auf dem Bauernhof sind beliebt. Gäste reisen von weithin an. Die Mansarden im Dachgeschoss sind für Sozialdienstleistende reserviert. Nach ihrer ersten Ausbildung leisten alle Jugendlichen einen sechsmonatigen Zivildienst. Auf dem Hof kümmern sie sich um Kinder, Betagte und Randständige, die freiwillig mitarbeiten. Das ausgebaute Stöckli ist für Verwandte und weitere Ältere aus der Umgebung. Das Angebot ergänzt die attraktiven Pensionen sozialer Einrichtungen, die – mit Kindergärten, Spielplätzen, Werkstätten und Tiergärten kombiniert – auch Jüngeren offen stehen.

Die Landwirtschaft ist eng mit dem verbreiteten Kleingewerbe verknüpft. Ebenso mit industriellen Unternehmen, die viel regionale Ressourcen nutzen und verarbeiten. Die Zyklen sind fein aufeinander abgestimmt. So lassen sich auch fast alle Abfälle verwerten. Die Larven der Seidenraupen, die auf den Feldern mit gezüchtet werden, dienen beispielsweise als Nahrung für die Fischzucht. Die Abfälle der Fischzucht kommen wiederum der Schweinemast zugute. Und die Schweinemast erzeugt – nebst Fleisch – viel Dung für die Pflanzen und für das Biogas. In jedem Quartier verwertet ein grosser Glasbehälter organische Resten und getrockneten Dung zu Biogas. Hinzu kommen weitere erneuerbaren Energien. Helle Solarzellen zieren Hausdächer sowie die Verschaltungen der Eisen- und Autobahn. Und leichte Windräder kreisen auf den Höhen. Viel Energie generieren auch ausgeklügelte Dynamos. Sie sind an Fahrrädern, Fitnessgeräten sowie an privaten und öffentlichen Tretmühen montiert, die sehr beliebt sind. Auch, weil sie – nebst Energie – die körperliche Beweglichkeit und Gesundheit fördern. Die Dynamos wandeln die Energie direkt in Strom, den kleine Batterien ohne grossen Verlust lange speichern können. Die Fahrräder sind leicht und schnell. Die Forschung hat enorme Fortschritte gemacht und ist ein wichtiger Erwerbszweig. Vereine und private Initiativen nutzen zunehmend die innovativen Potenziale im IT-Bereich und in der Medizin. Moderne Technologien ergänzen traditionelle Verfahren, die neu kultiviert werden. Wie in der (Natur-) Heilkunde, die ganzheitliche Lebensformen unterstützt. Die Föderationen verknüpfen die Tradition mit der Moderne und die Subsidiarität mit der Solidarität. Die neue Subsistenz weitet das Urban Gardening aus. Sie ist ökologisch sinnvoll und macht unabhängig. Die Föderationen

ticken einfach, konstruktiv und widerständig. Sie schliessen eine Vielzahl von gesellschaftlichen und kulturellen Gruppen mit unterschiedlichen Auffassungen ein.

Die durchschnittliche Erwerbszeit liegt im Jahr 2030 bei dreissig Wochenstunden. Der Anteil für Selbstverwaltung und demokratische Mitbestimmung ist dabei integriert. Auch in Betrieben, die privatisiert sind. Sie praktizieren die Mitsprache und Mitbestimmung der Mitarbeitenden ebenfalls recht ausgeprägt. Die Beteiligung fördert die Motivation und das Betriebsklima. Die intensive Weiterbildung regt die Kreativität an. Sie qualifiziert die Arbeitsprozesse und erhöht die Produktivität. Verbreitet sind gemeinwirtschaftliche Unternehmen mit einheitlichen Löhnen. Eine Stunde Arbeit gilt als eine Stunde Arbeit. Egal, ob jemand etwas langsamer ist. Dieses Verständnis unterstützt die Solidarität untereinander. Etwas höher darf der maximale Lohn für Personen mit besonderen Pflichten und Aufgaben sein, aber höchstens doppelt so hoch wie der minimale Lohn im Unternehmen. Das Prinzip heisst „Miteinander und füreinander“. Es basiert auf Transparenz und Gerechtigkeit. In der Wirtschaft und Gesellschaft. In Quartieren engagieren sich Familien und Wohngemeinschaften für Mittagstische, Aufgabenhilfen und Freizeitanlässe. Sie organisieren soziale und kulturelle Aktivitäten. Beliebt sind philosophische Lesezirkel, gemeinsame Theateraufführungen und Austauschprogramme mit anderen Gemeinden. So etwa mit Partnergemeinden in Osteuropa und sogar in südlichen Kontinenten. Ein wichtiges Ziel ist der soziale Ausgleich. Er reicht weit über den eigenen Gartenzaun und regionale Grenzen hinweg. Das globale Bewusstsein will eine Weltgemeinschaft, in der alle Menschen ihre existenziellen Bedürfnisse befriedigen und sich weiter entfalten können.

Aber zuhause muss beginnen, was international gelten soll. Global denken, lokal handeln. So lautet das alte Motto, das die Gemeinden verwirklichen. Sie nutzen ihre Ressourcen so, dass diese sich wieder erholen können. Die Gemeinden orientieren sich auch an einem konkret gefassten und verständlich kommunizierten Imperativ. Alle sollen sich so verhalten, ohne die Erde und Gemeinschaft zu schädigen. Ja, einer Gesellschaft geht es gut, wenn es möglichst allen gut geht. Diese einfache Sicht wirft auch die Frage auf, was eigentlich wichtig ist im Leben. Geht es primär darum, alles schneller drehen zu lassen und permanent Angst besetzt die Effizienz zu optimieren? Oder geht es um mehr: um Zufriedenheit, Sinn und ein bisschen Weisheit? Als Grundlage dient die garantierte Existenzsicherung. Wer mit eigener Tätigkeit zu wenig Einkommen

erzielt, erhält Ergänzungsleistungen. Das macht Menschen (finanziell) unabhängig und stärkt ihnen den Rücken. Sie können so einfacher etwas ausprobieren und zum Beispiel einen eigenen Betrieb gründen, eine Näherei für Theaterkostüme oder eine Werkstatt für Fahrräder. Die Ergänzungsleistungen lohnen sich jedenfalls, auch wirtschaftlich. Renten rentieren. Sie schaffen über Konsum- und Mietausgaben viele Arbeitsplätze und haben eine höhere Wertschöpfung als viele andere Investitionen. Aber das soll hier kein zentrales Argument sein. Denn die soziale Sicherung ist vor allem wichtig, weil sie Menschen darin unterstützt, zufrieden und glücklich zu leben.

Soweit unsere kleine Utopie. Sie ist eigentlich simpel und deutet nur an, was real möglich sein könnte. Ob es dann so oder etwas anders heraus kommt, ist keine Frage der Prognose. Wichtig sind partizipative und innovative Prozesse. Um sie zu verwirklichen, ist kein grosser, genialer Wurf erforderlich. Kleine Eingriffe reichen. Im Sinne einer permanenten Evolution, die eigentlich eine Revolution ist. Sie hilft die Alltagsrealität jedes Einzelnen zu verändern und ist ein willkommenes Mittel gegen jegliche Form von sozialer Herrschaft und Entfremdung. In diesem Prozess ist jeder Schritt ein Schritt, wenn die Richtung einigermaßen stimmt. Dabei hilft es, bestehende Traditionen stets kritisch zu reflektieren und eine dialogische Kultur offener Auseinandersetzung zu pflegen. Dazu geruhige Pausen und Gelassenheit. Manchmal müssen wir eine Schlaufe drehen und uns genug Zeit gönnen, um besser „fürschi“ zu kommen. Und ab und zu hilft es auch, ein wenig zurück zu schauen und das Einfache zu entdecken, das offenbar schwierig zu verwirklichen ist.

Prof. Dr. Ueli Mäder, Ordinarius für Soziologie an der Universität Basel und Professor an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW, forscht unter anderem in den Schwerpunkten Entwicklungssoziologie, Soziale Ungleichheit und Konflikt- und Kooperationsforschung.

# Für eine andere Wirklichkeit

## Über die Rolle und Notwendigkeit der Utopie

### Ein Selbstgespräch

#### Beginnen wir mit dem Namen der Zeitschrift, Utopie. Versteckt sich dahinter nicht ein Idealismus?

Die grösste Idealisierung unserer Tage findet von Seiten des Realismus her statt. Der Realismus, oder in der Werbung des Liberalismus, der Possibilismus und der Utilitarismus sind Idealisierungen der Gegenwart, die sich von den essenziellsten menschlichen Bedürfnissen entfernen.

Dieser (falsche) Realismus zwingt sich unserem Horizont auf und wir merken nicht, dass er nur Massnahmen zur Effizienz und Techniken der Anpassung vorschlägt, damit künstliche Umgebungen (Märkte, Ratings, BIPs, Schulden, das Fernsehen, das Resort auf Hawaii, etc.) ihre Stabilität finden können. Eine Stabilität, die einzig der perverse Wunsch einer politischen und ökonomischen Elite ist. Davon ausgehend sind die künstlichen Umgebungen, die Stabilität, die perversen Wünsche eine gigantische Idealisierung, wenn wir an das reale und gewöhnliche Leben von Millionen von Menschen denken. Das realistische / possibilistische Denken fordert nicht heraus; es passt sich an; es widerspricht nicht; es wiederholt sich wie ein Papagei... und was ist der Journalismus, die Kultur, was ist Hollywood? Papageien, die massenweise Spiegel fabrizieren, die uns die gefälschte Welt und die Illusionen von menschlichem Leben wiedergeben. Letztlich sitzt der schlimmste Feind der Pharmaindustrie in den Zeitungen... es gibt kein besseres Beruhigungsmittel als täglich die Zeitung zu lesen.

Unsere Zeit braucht unbarmherzige Kritiker und mehr noch, sie braucht Troubleshooter von Vision. Damit der Tierschutzverein uns nicht verurteilt, wollen wir hinzufügen, dass wir nichts gegen Papageien haben, gegen Aras und Kakadus und dass wir sogar Tropikalismus mögen...

#### In diesem Fall, was versteht ihr als Utopie?

Die Utopie handelt nicht vom nicht Vorhandenen, sondern sie überschreitet die Gegenwart durch eine zukünftige und werdende Realität. Aus unserer Perspektive hat die Utopie keine binäre Beziehung mit der Realität, sie ist kein Kompromiss zwischen unmöglich und möglich. Vorher ist sie eine unkontrollierbare Kraft, die unserer prekären und wechselhaften Realität innewohnt. In diesem Sinne betonen wir – bevor wir die Utopie als Plan für die Zukunft vorschlagen, als Topoi, die der Materialisierung bedürfen – die prozesshafte Tugend ihrer Vergegenwärtigung im Geiste – hier in uns, dieser Alchemie, die die Summe von Seele, Geist, Verstand, Körper, Sinnen, Haut, Eingeweiden transzendiert –, als einen permanenten Angriff auf die Realität.

Wir haben schon gemerkt, dass jedwede Utopie – allein das Wort – Schüttelfrost und saure Gesichter im Café, in der Abteilung für Hochschulbildung, in der Kneipe, im Leser auslöst, ganz abgesehen von ihrer Diffamierung als der Ernährerin der Halbniederlage von Fukuyama

bis Sloterdijk oder in der Denkschule des Halbsieges von Habermas bis Žižek. Es scheint uns ein vielversprechender Anfang, ihnen die Zunge herauszustrecken... bääääähhh!

Bleiben wir ein wenig ernster, müssen wir hinzufügen, dass unsere Freiheit sich allein erhält, wenn die Vorstellungskräfte nicht zum Erliegen kommen. Um das Ganze beim Namen zu nennen, wenn wir es unterlassen, die Realität auf utopische Weise anzugreifen, sind zwei Dinge klar: Erstens, dass wir keinen Zugang schlimmer Büchern noch zu Kaffee haben; und zweitens schlimmer noch, dass uns diese zu nichts nütze sein werden.

#### Welches sind Eure Themen?

Unser Thema ist die Leidenschaft, die Realität zu verändern, die Realität, die uns gemein ist. Und ganz nebenbei werden wir versuchen, einen Beitrag zur Demaskierung der Unterdrückung zu leisten und ein kritisches Auge auf die Mythen der Gegenwart werfen, die das kapitalistische Projekt retten. Auf die technischen Wissenschaften, die Medien, das Imperium des Rationalismus, den Liberalismus der Linken, den Fortschrittsmythos, die Leistungsgesellschaft, den Zynismus, die Kolonialisierung der Vorstellungskräfte. Ebenso werden wir versuchen, einige der Mausefallen, in denen die postmarxistische Linke gefangen ist, zu zerlegen und der überflüssigen Unfruchtbarkeit, mit welcher sich manche Strömungen des Anarchismus bewegen, einen Stoss zu versetzen.

#### Wird die Utopie irgendeinen praktischen Nutzen haben?

In dieser glücklichen Welt, in der wir leben, gibt es nichts praktischeres, als nicht zu denken. Insofern zeigt sich schon, wir werden wenig nützlich sein... Wir haben nicht viel Sympathie mit dieser Gabe des Menschen, oder für diejenigen, die sich in der Weise zerstreuen, dass sie ihren eigenen Kopf nicht mehr erkennen. Gut, man kann immer noch Origamis mit den Seiten der Utopie machen, aber wir bevorzugen es, die Geister zu beunruhigen, Abgrundfragen zu stellen, Kurzschlüsse zu verursachen, Bewegung anzustossen, den Ort zu verlassen, an dem wir sind. In diesem Sinne ist die Utopie Dichtung und Brand. Wenn sie sich ausbreitet, umso besser.

*Das Berliner Utopie-Magazin für Sinn und Verstand versteht Utopien als notwendigen Prozess und als Antrieb für eine andere Wirklichkeit. Es berichtet in philosophischen und literarischen Beiträgen, Essays, künstlerischen Positionen und infografischen Schaubildern aus der grossen weiten Welt von Horizonten und Aussichten.*

[www.utopie-magazin.org](http://www.utopie-magazin.org)

# Das Grandhotel Cosmopolis

## Eine soziale Skulptur

Von Julia Motzner

Ein leerstehendes Altenheim wird zur Verhandlungszone für die Anerkennung einer kosmopolitischen Wirklichkeit in unserer Gesellschaft. Was anfangs eine kühne Idee war, wächst tagtäglich in diesem ehemaligen Pflegeheim aus den 60er Jahren und wirkt weit über dessen Mauern hinaus.

Die Soziale Plastik schafft Lebensräume: Für 65 Menschen, die als AsylbewerberInnen bezeichnet und der integrierten Flüchtlingsunterkunft von der Landesregierung zugeteilt werden. Für Gäste in 16 individuell gestalteten Hotelzimmern, für Zusammenarbeit in offenen Lernwerkstätten und interdisziplinär genutzten Ateliers. Als Bühne für das Zusammenspiel aller künstlerischen Ausdrucksformen. Als interkultureller Treffpunkt in der Café-Bar oder im Teegarten, als kosmopolitisch organisierter Küchenbetrieb mit wachsendem Formatkatalog und als Lobby für Reisende aller Art.

Das Grandhotel Cosmopolis ist eine auf Dauer angelegte Intervention, die in gegebene Strukturen auf unterschiedlichen Ebenen in die Gesellschaft eingreift. Sie operiert auf dem Terrain des Alltags, testet vermeintliche Gesetzmässigkeiten auf ihre Veränderbarkeit und fordert die Entwicklung einer Haltung, die als Friedensangebot in einer kosmopolitischen Gesellschaft angesehen werden kann: Die konkrete Utopie sich jeden Tag aufs Neue auf Augenhöhe zu begegnen und zusammen ein menschlicheres Miteinander zu formen. Das Grandhotel Cosmopolis bereitet den Nährboden für kulturellen Austausch und spielt mit der Schönheit in Arbeitsprozessen des Alltäglichen: In der Entwicklung einer kosmopolitischen

Küche, im Upcycling von nichtgebrauchten Materialien, bei einer vertraulichen Behandlung im Beauty Salon, beim Putzen der Unisex-Toilette und in der Begleitung von schutzbedürftigen Menschen im Dschungel der Behörden. Arbeitsprozesse werden angeschoben und weiter entwickelt, erhalten Geschmack und werden fragmentarisch erfahrbar in vielfältigen Formen kontemporärer Kunst. Das Grandhotel Cosmopolis fordert auf, neue Zugänge zu sozialen Räumen und Sprache herauszuarbeiten, urbane Stadtentwicklung auf ihre Potenziale für menschenwürdige Verhältnisse zu befragen und im konkreten Handeln zur Mitgestaltung anzuregen – Kunst als alltägliche Praxis.

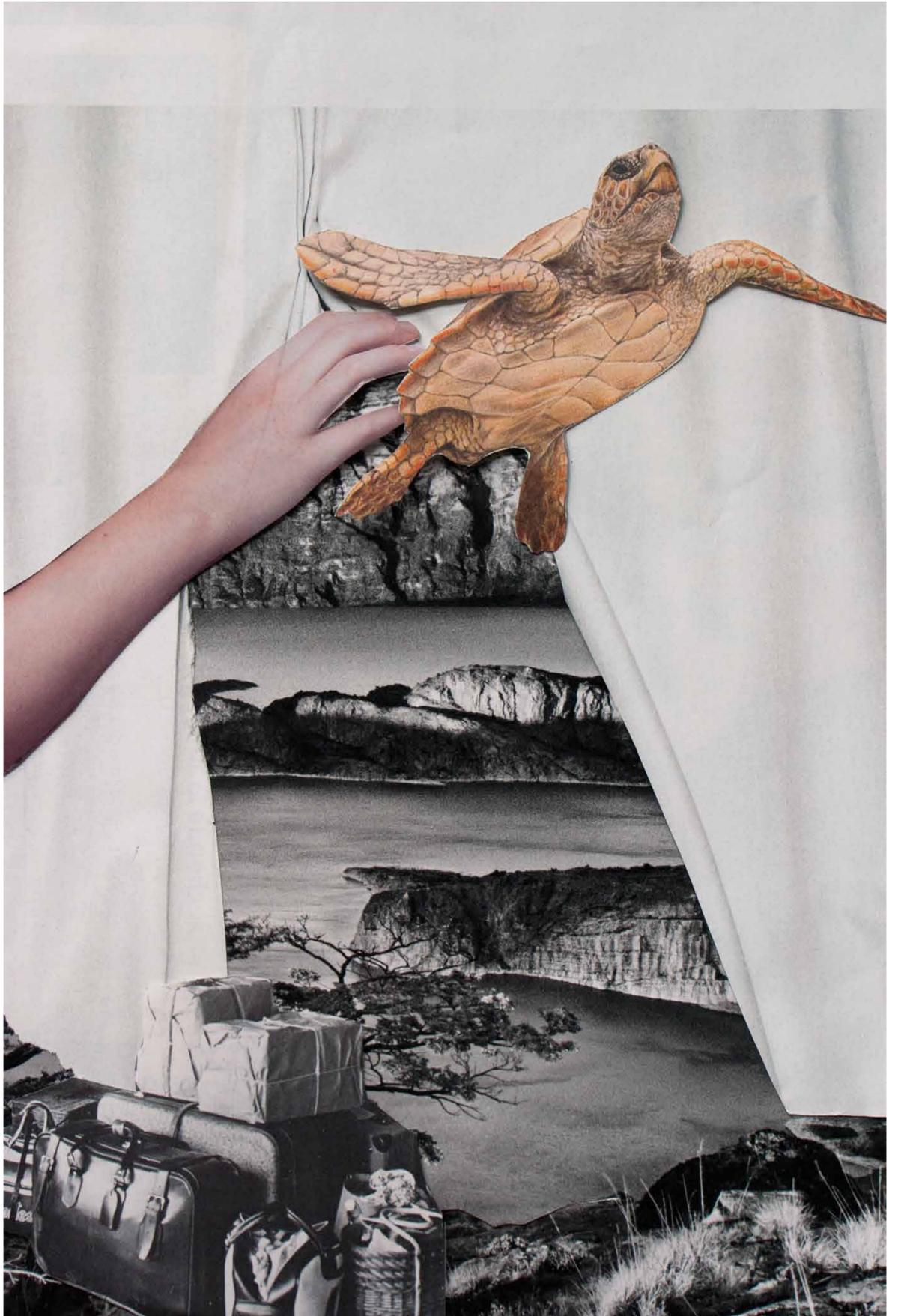
Wir sind alle gefordert, „denn wenn wir in der Gesellschaft der Zukunft nicht in immer strenger voneinander abgetrennten Quartieren unter unerserglichen leben wollen, sondern in einer offenen, zum Dialog über die Grenzen der sozialen, kulturellen und religiösen Milieus hinaus fähigen Gesellschaft, dann sollten wir Räume für diese Kommunikation bereitstellen“ (Pfarrer Fritz Grassmann, Theologischer Vorstand des Diakonischen Werkes Augsburg).

Versteht man das Grandhotel Cosmopolis als Intervention in den urbanen Raum, in das öffentliche Leben, als Eingriff in vermeintlich stabile Konzepte von Realitäten und als Annäherung an eine praktische Ausgestaltung von Inklusion, dann ist sein Aktionsfeld nicht an einen physisch betretbaren Raum gebunden, also kosmopolitisch entgrenzt. Als gesellschaftliches Gesamtkunstwerk betrachtet, gestalten wir Tatsachen, die wir als Beweis für

unsere eigenen Weltanschauungen verwenden und experimentieren damit an der Aktualisierung der Beuys'schen Idee der Sozialen Plastik.

*Das Grandhotel Cosmopolis ist sowohl Flüchtlingsunterkunft, Hotel und Kreativort und versteht sich als gesellschaftliches Gesamtkunstwerk. Es wurde 2011 in Augsburg gegründet und setzt seither Akzente für ein friedliches Zusammenleben in der modernen Stadtgesellschaft. Die dringliche Aufgabe der Unterbringung von Asylbewerbern wird hier verknüpft mit kultureller Vielfalt und vor allem mit einem Angebot zur Teilhabe für alle.*

[www.grandhotel-cosmopolis.org](http://www.grandhotel-cosmopolis.org)



# Eine Stadt bauen wie die Wikipedia

Ein Bericht vom Nospolis-Symposium in Wuppertal und Gedanken zur communalen Stadtgestaltung

Von **Silke Helfrich**

Commons: Ein Ort, an dem man sich austauscht

Längst haben wir uns von der kompakten Stadt abgekehrt und uns der luftigeren Zwischenstadt mit ihren vielfältigen Pathologien zugeneigt. „Zerfranste Resträume, wo Gras wächst und Autos parken, flächendeckender Siedlungsbrei, zusammengelassen von exzessivem Aufkommen an motorisiertem Individualverkehr, und ihr Atem ein unverantwortlich hoher Ausstoss an Kohlendioxid.“ Diese Siedlungsstruktur, so das apodiktische Urteil, sei „definitiv nicht nachhaltig“.

Mit der Zwischenstadt wurde zudem die „soziale Orientierung zur Strassenseite“ der Sonnenseite geopfert. Jede und jeder guckt jetzt in die Sonne, ganz für sich allein. Auch Ideen wie das Wohnen im Park trugen dazu bei, das Gesetz, nach dem Architektur auch „Aussenräume mit Innenwänden“ zu umgeben habe, zu kippen. Wer es sich leisten kann, baut sich seinen eigenen Minipark oder Garten, der Rest wohnt in die Höhe.

Mit all dem müssen sich nun die VordenkerInnen der „Stadt der gemeinsamen Güter“ herumschlagen. Kann eine am Commons-Gedanken orientierte gemeinschaftliche Planung, Gestaltung und Nutzung der urbanen Räume dieser Situation beikommen? Kann sie wieder Städte hervorbringen, die den Menschen und nicht den Investoren gehören? Sie kann, denn sie konnte es bereits!

Georg Franck meint, „die Gestaltung der Innenwände der Aussenräume“ war seit jeher „keine individuelle, sondern eine Gemeinschaftsaufgabe. Sie ist die Gemeinschaftsleistung der anliegenden Architekturen“, in der sich individuelle Objektarchitektur in der Gesellschaft anderer Architekture zu benehmen wissen muss. Sie soll sich nicht aufspielen und aus der Reihe tanzen, sondern herausfinden, wie sie in Kooperation mit den Nachbarn einen Städtebau zuwege bringt, der im kollektiven Resultat bedeutender ist, als die Objektarchitekturen für sich genommen wären. All die städtebaulichen Glanzleistungen, auf die sich Europa so viel zugute hält, sind auf diese Art gemeinschaftlicher Leistung entstanden. Die herrlichsten Plätze in Venedig und Siena, die schönsten Corsi in Rom und Florenz, die prächtigsten Boulevards in Paris und Barcelona sind alles andere als schiere Ansammlungen von Spitzearchitektur. Es sind Räume, die eingefasst sind von Architekturen ganz unterschiedlichen Rangs. Überall gibt es da Beiträge, die für sich genommen überhaupt nichts Besonderes darstellen. Allerdings, und das ist entscheidend, spielen sie mit im Konzert und tragen zu den Akkorden, Obertönen und Resonanzen bei, die durch das Spiel im Ensemble zustande kommen. Sie verstehen es, trotz ihres Mangels an Virtuosität, mitzuspielen, ohne zu patzen. Dafür dürfen sie sich im Glanz der Gemeinschaftsleistung sonnen.“

Es lag, urteilt Franck, „an der noch funktionierenden urbanen Allmende, dass der Städtebau trotz hochkapitalistischer Bauspekulation blühen konnte“. Und das heisst auch: „Sobald die Stadtplanung es aufgibt, Bauräume einzurichten, die sich zu Innenwänden der Aussenräume fügen – und die Architekten es verschmähen, die Architektur als Peer-to-peer-Produktion zu betreiben –, sind wir bei der Schwundstufe des Städtebaus angekommen, wie sie die Agglomeration jenseits der kompakten Innenstädte charakterisiert.“

Mit anderen Worten:Die Moderne hat die gemeinschaftliche Produktion städtischer Räume, die ohne formelle Übereinkünfte auskam, abgeschafft. Augenöffnend! Die moderne Produktion der Stadt

Mit diesen Gedanken im Kopf sehe ich mir den Bebauungsplan für den zentralen Platz in Jena an, um den seit zwei Jahrzehnten die Auseinandersetzung tobt. Seit Ende der 60er-Jahre steht dort nichts mehr. Ein städtebauliches Drama sondergleichen, doch zugleich eine ungläubliche Chance. Der Prozess ging seinen modernen Gang, schleichend und alles andere als geradlinig. Lediglich die Art, Prozessgestaltung zu denken, blieb über 20 Jahre gleich. Aus diesem Prozess – ein Wettbewerb natürlich – geht am Ende ein Sieger hervor, für dessen Umsetzung sich dann ein Investor finden muss. So geschah es.

Ich schaue mir das Ergebnis an: Da bleiben nur minimale Räume des Gemeinsamen, so dass es auch keine unterschiedlichen Stufen der Öffentlichkeit gibt. Und ob es das ist, was Franck unter „Innenwänden von Aussenräumen“ versteht, die durch „Aussenwände von Innenräume“ hervorgebracht werden, sei dahingestellt. Ich sehe die Moderne samt ihrer Schaufensterfunktionalität und Berechnung – mit Grünflächen auf dem Dach, die den EigentümerInnen vorbehalten sind. Nicht nur das Projekt der Eichplatzbebauung in Jena zeigt: Es ist längst „Schluss mit der stillschweigenden Übereinkunft der gemeinschaftlichen Produktion“. Nicht nur in der Architektur.

Commons: Ein Ort, an dem man sich austauscht

Ein Ernst-Nehmen des Open Source Ansatzes im Urbanismus würde gewiss zum Ende der Ausschreibungen und Wettbewerbe führen, wie wir sie kennen. Es geht um eine völlige Reorganisation komplexer und langfristiger Prozesse, deren Ergebnis niemand vorhersagen kann. Ausgangspunkt sind durchkommerzialisierte Innenstädte einerseits und eingeschlafene Zwischenstädte andererseits – beide mit einem hohen Beharrungsvermögen.

„Sind wir Architekten und Planer wirklich bereit alles zu öffnen?“, fragte ganz am Schluss eine Teilnehmerin des Symposiums. „Sind wir bereit, all unsere Ideen zu teilen, unsere Entwürfe zur Verfügung zu stellen, um mit Anderen das Beste daraus zu basteln?“

Gute Frage:Wollen sich ArchitektInnen oder PlanerInnen tatsächlich zurücknehmen, um Mannschafts-sport zu betreiben? Ertragen es die GestalterInnen, den Gestaltungsprozess in Hände von Laien zu legen, beziehungsweise ihn mit Selbigen zu teilen? Können wir unsere Städte wie die Wikipedia bauen – gemeinschaftlich und nach Commons-Prinzipien ausgerichtet? Ansätze für derartige Planungsprozesse sind vorhanden. Nun müssen sie erprobt und erweitert werden.

Commons: Ein Ort, an dem man sich austauscht

# Urban Commons

Beispiele urbaner Gemeinschaftsgüter aus der ganzen Welt

Von **Jannis Kühne**

Commons: Ein Ort, an dem man sich austauscht

in den Händen der Gemeinschaft zu belassen während (Wohn-)Gebäude an Einzelpersonen verkauft oder verpachtet werden können. Es ging zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts darum, Preissteigerungen in den Griff zu kriegen und der Landspekulation entgegen zu wirken. Howard beschrieb seine Ideen ausführlich in „Tomorrow: A Peaceful Path to Real Reform“, erschienen 1898. Die deutsche Fassung erschien 9 Jahre später unter dem Titel: „Gartenstädte in Sicht“.

Commons: Ein Ort, an dem man sich austauscht



# Hinterfragen und Selbst-Machen

## Gedanken zu einer neuen räumlichen Praxis

**Von Raumstation Weimar**

Die Stadt ist ein Ort, der die Möglichkeit des Zusammenlebens ermöglicht. Sie ist ein Ort, an dem wir leben und arbeiten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Identität finden und unsere Zukunft gestalten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Werte und unsere Visionen leben lassen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Kräfte bündeln und unsere Ziele verfolgen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Identität finden und unsere Zukunft gestalten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Werte und unsere Visionen leben lassen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Kräfte bündeln und unsere Ziele verfolgen.

Die Stadt ist ein Ort, der die Möglichkeit des Zusammenlebens ermöglicht. Sie ist ein Ort, an dem wir leben und arbeiten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Identität finden und unsere Zukunft gestalten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Werte und unsere Visionen leben lassen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Kräfte bündeln und unsere Ziele verfolgen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Identität finden und unsere Zukunft gestalten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Werte und unsere Visionen leben lassen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Kräfte bündeln und unsere Ziele verfolgen.

Die Stadt ist ein Ort, der die Möglichkeit des Zusammenlebens ermöglicht. Sie ist ein Ort, an dem wir leben und arbeiten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Identität finden und unsere Zukunft gestalten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Werte und unsere Visionen leben lassen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Kräfte bündeln und unsere Ziele verfolgen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Identität finden und unsere Zukunft gestalten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Werte und unsere Visionen leben lassen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Kräfte bündeln und unsere Ziele verfolgen.

In der austeritären Stadt weicht der diskurshafte Charakter des Politischen der alternativen Begründung durch Sach- und Geldzwänge. Für die Gestaltung der Stadt werden nicht-staatliche Geldquellen benötigt, Entscheidungsmacht über die Gestaltung an Investoren und andere finanziell starke Akteure abgegeben. So ist es nicht gewährleistet, dass eine demokratisch gewählte Regierung auch zwingend die Interessen der Öffentlichkeit vertritt. Dieser Zustand wird als Postpolitik bezeichnet.

Die rein ökonomischen Abwägungen folgen (nach Carl Schmitt und in der Folge etwa Chantal Mouffe, Jacques Derrida und weitere Vordenkende der Postpolitik) nur der Gegenüberstellung profitabel-unprofitabel, über alles weitere, wie das Politische, das Soziale, das Ökologische, etc., können sie keine Aussage treffen.

Dieses Primat des Ökonomischen äussert sich auch im öffentlichen Raum. Extrembeispiele sind etwa im deutlich neoliberaleren Grossbritannien zu finden, etwa in der Privatisierung öffentlicher Räume, in denen plötzlich Hausrecht der Besitzer gilt und ein wirklich öffentliches Handeln unmöglich wird; aber auch unter dem Stichwort des „Fortress Urbanism“. Als Anlass dienen IRA-Bombenanschläge auf das Zentrum der englischen Finanzwirtschaft, der City of London. Daraufhin wurde die Kameraüberwachung des öffentlichen Raumes (CCTV) massiv ausgeweitet, Stadtmobiliar dient weitestgehend dem Schutz der angrenzenden Gebäude und nicht der Aufenthaltsqualität, ehemals öffentliche Bereiche wie Spielplätze werden eingezäunt.

Das grundlose Aufhalten im öffentlichen Raum wird unter einen Generalverdacht gestellt, in durchkommerzialisierten „Business Improvement District“s werden „herumlungernde“ Personen des Ortes verwiesen. Doch auch in Deutschland werden solche Zonen eingerichtet, der Potsdamer Platz ist aufgrund seiner Bekanntheit ein herausragendes Beispiel für den neu entstehenden schein-öffentlichen Raum – aber auch jede Shopping Mall. Sogenanntes „Unpleasant Design“ wie etwa Bänke, auf denen man zwar sitzen kann, aber keine Obdachlosen schlafen können, setzen sich durch; legitimiert durch eine Gefahrenabwehrverordnung lässt die Stadt Frankfurt am Main Obdachlose aus der Innenstadt an den Stadtrand transportieren.

Wie die Politik selbst droht auch der öffentliche Raum sein Potential zu verlieren, Aushandlungs- und Aneignungsprozesse zu ermöglichen, da er eine der Grundbedingungen des Öffentlichen nicht erfüllt. Durch das Verschwimmen der Kategorien des Staatlichen und Gesellschaftlichen, sowie der gleichzeitigen Kommerzialisierung von Kultur, Literatur und Presse zerfällt die Öffentlichkeit immer mehr. Auch wenn ein in diesem Sinne idealtypischer öffentlicher Raum faktisch nicht existiert hat, rechtfertigt dies keine Gleichgültigkeit gegenüber dem langsamen Verschwinden des wirklich öffentlichen Raums.

In der austeritären Stadt verlaufen sich „Klassische Protestformen“, wie etwa der Protest auf der Strasse, das Bürgerbegehren, Petitionen, etc., gegen diese Politik, da postpolitische Entscheidungen argumentativ kaum angreifbar sind.

Was also bleibt zu tun? Verschiedene Theorien konzentrieren sich auf unterschiedliche „Stellschrauben“, menschliche Beziehungen, Machtstrukturen oder das Individuum. Die „Raumtriade“ von Henri Lefebvre beschreibt die komplexe Wechselwirkung zwischen dem individuellen, unreflektierten Alltagshandeln im Raum, der objektiven, geplanten Beschäftigung mit Raum und dem kollektiven gesellschaftlichen System. Diese verschiedenen Aspekte durchdringen sich wechselseitig. Sie können sich gegenseitig verstärken oder widersprechen, sind aber immer gleichzeitig wirksam.

Unser Ausgangspunkt ist, dass sich Laien vor allem auf der Ebene der räumlichen Praxis, des Alltagsgeschehens aufhalten. Durch eine nicht-reflexive Praxis akzeptieren sie damit unbewusst die gesellschaftlichen Gegebenheiten, indem sie ihr „materielles Substrat“ hinnehmen. Die Ausgangslage für die räumliche Praxis reproduziert sich immer wieder selbst – somit wäre ein Ansatzpunkt, diese Ausgangslage zu verändern.

Als Möglichkeit des Gegensteuerns bleibt die individuelle räumliche Praxis, das Hinterfragen, Umdeuten und Selbst-Machen; eine Re-Politisierung im Sinne des Politischen und Re-Demokratisierung des öffentlichen Raumes, die im Kleinen die gesamtgesellschaftlichen Strukturen hinterfragen und verändern kann.

Muss nun jede Form des Hinterfragens und Selbst-Machens einen explizit systemkritischen Hintergrund haben? Wir glauben: Nein.

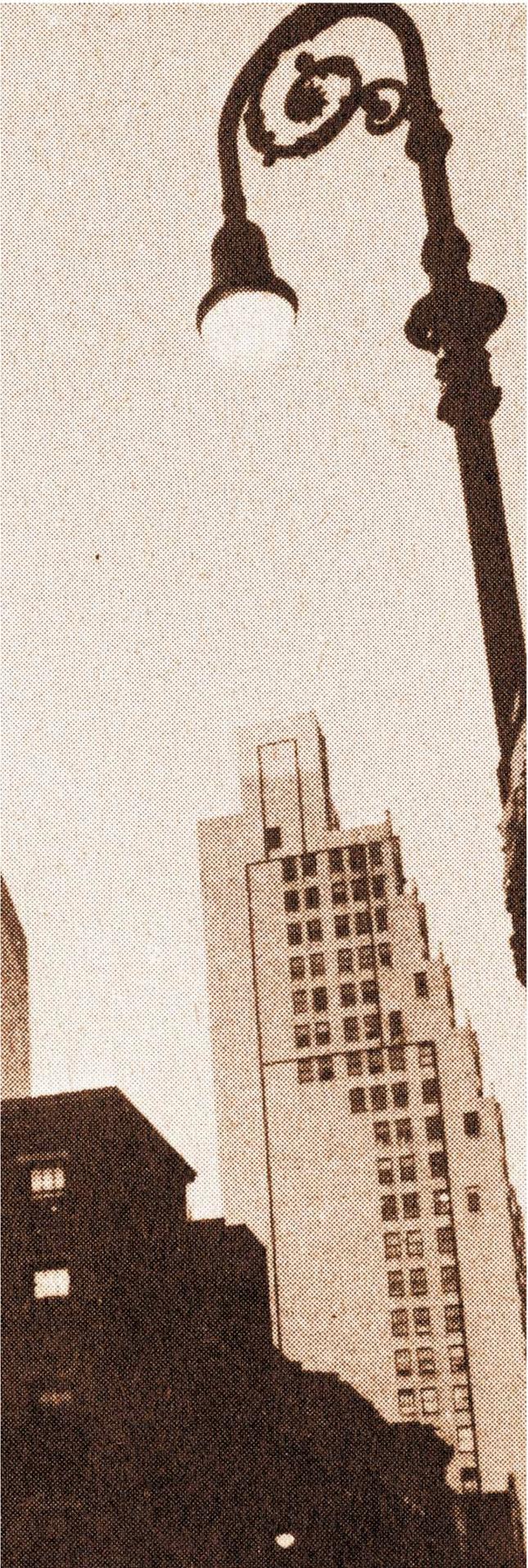
Jedes Umdeuten und Umgestalten der Stadt führt zur Anregung der Neuaushandlung festgelegter Normen und Regeln und damit zur Re-Politisierung und -Demokratisierung. Das aktive Aushandeln der Umgebung bringt das Zwischenmenschliche zurück in den öffentlichen Raum – nicht im Sinne dessen, dass man mit Freunden spazieren geht, sondern der auch manchmal indirekte Kontakt mit allen anderen Stadtbewohnenden, die ebenfalls an der Aushandlung der Umgebung teilnehmen. So bringen sie ihre Werte, Vorstellungen und Wünsche ein, über die erst dann nachgedacht, reagiert und kommuniziert werden kann. Erst wenn eine Grauzone, eine Grenze getestet wird, kann sie verschoben oder aber auch bestätigt werden.

Das Zwischenmenschliche ist die Basis dessen, was den Idealtypus des öffentlichen Raumes ausmacht. „Nirgendwo sonst finden offenbar jene Bedürfnisse, die sich mit Geld nur selten befriedigen lassen, einen besseren Ort: das Bedürfnis nach Kreativität, nach Zugehörigkeit, nach geistigem Austausch ebenso wie das Bedürfnis nach Kontemplation und nach dem Gefühl, etwas verändern zu können“ (Rauterberg, 2013). Rauterberg meint damit zwar im direkten Wortlaut die Stadt, doch glauben wir das, was er als das Essentielle der Stadt herausarbeitet, als den öffentlichen Raum ausmachen zu können. So ist es wichtig, die Stadt als aktiven Lebensraum zu vermitteln, das Leben mit all seiner politischen Diskurshaftigkeit auf die Strasse zu holen und zum Gegenstand eines Diskurses zu machen.

Doch wie lässt sich diese beschriebene neue räumliche Praxis des Hinterfragens und Umdeutens anregen? Es müssen einerseits Normen infrage gestellt, verändert oder erweitert werden, andererseits Möglichkeiten des individuellen Handelns aufgezeigt und vermittelt werden. Zunächst muss gezeigt werden, dass es eine Alternative zur bestehenden Realität überhaupt gibt, damit diese Alternative diskutiert werden kann. Und diese Alternative zeigt sich durch das Selbst-Machen.

Die Köpfe hinter der Raumstation Weimar, bestehend aus Studierenden der Bauhaus-Universität Weimar, wollen nicht darauf warten, dass sich die Stadt von allein verändert – sie wollen es selbst machen. Zwischen dem öffentlichen Raum, der Stadt und ihren Bewohnern, zwischen Fenstern, Bäumen und Autos empfehlen sie Picknicks und träumen von Beachen, lernen mit sehbehinderten Kindern, wie sich Stadt anhört und locken mit Strassenfesten die Nachbarschaft aus ihren Häusern.

www.raumstationweimar.tumblr.com



**Die perfekte Stadt**

In der Juli/August 2015 Ausgabe des Magazins „Monoele“ im „Quality of Life Survey“ wird die perfekte Stadt als ein lebendiger Ort mit hoher Lebensqualität definiert. Darunter werden späte Öffnungszeiten sowie effiziente Transportsysteme und saubere Strassen verstanden. Tolerante und offene Städte, welche Vielfalt zelebrieren und Kreativität willkommen heissen, würden die beste Umwelt schaffen. Die „Designer“ einer perfekten Stadt sollten kreativ und praktisch denken und insbesondere mit den BewohnerInnen im Visier planen.

**Partizipation**

Der Bedeutung der Bewohner im Stadtentwicklungsprozess nachzugehen war die Motivation für meine Diplomarbeit vor einem Jahr am HyperWerk. Dafür entwickelte ich „L’ID-Culteur – Prozessgestaltung für partizipative Projektplanung“. L’ID-Culteur ist ein Werkzeugkasten, der QuartierbewohnerInnen unterstützt, ihre Ideen und Projekte für ein lebendiges Quartier mit hoher Lebensqualität umzusetzen. Die Anwendung erfolgte in einem neu entstehenden Ökoquartier in Meyrin bei Genf.

Partizipation, d.h. Teilhaben ist nachhaltig. Ich glaube manchmal in unserer Gesellschaft eine wachsende Gleichgültigkeit zu beobachten.Viele sind weder für noch gegen etwas. Partizipation kann dafür als Brückenbauer dienen. Denn es bringt uns dazu, Verantwortung für das Geschehen ausserhalb der eigenen Haustüre zu übernehmen. Hier wollte ich mit meiner Diplomarbeit ansetzen.

Die Ideen von Jane Jacobs (Mitbegründerin von Placemaking) inspirierten mich:Die Strassen gehören den Bürgern und Bürgerinnen, öffentliche Räume müssen geplant, designt und gemanagt werden, lebhafta Nachbarschaften und einladende öffentliche Räume sind in einer attraktiven Stadt unumgänglich.

Es wurde mir rasch klar, dass um dahin zu gelangen, der smarte Umgang mit Freiflächen und Räumen und den dazu passenden Verfahren zentral ist. Dabei geht es um die Umsetzung des Verständnisses von Netzwerkstrukturen in die räumliche Dimension. Ein Weg dahin, die Stadt als Organismus mit komplexen Netzwerkstrukturen zu verstehen sind „kleinstmögliche Eingriffe“ (Lucius Burckhardt) und das Umsetzen von lokalen Ressourcenkreisläufen, d.h. Eingriffe, die geeigneterweise durch partizipative Beteiligung entstehen.

**Top-down**

Meine Diplomarbeit zum Thema Partizipation hat mich aber für gewisse spezifische Aspekte desillusioniert. Partizipation ist nämlich vor allem auch komplex und anstrengend. Denn erstens wird Partizipation politisch instrumentalisiert. Zweitens wird sie von

EntscheidungsträgerInnen und PlanerInnen oft als eher lästige Begleiterscheinung angesehen. Drittens haben zum Thema Stadt, Architektur und Freiraumgestaltung jede und jeder etwas zu sagen, was oft zu Detaildiskussionen führt und sobald jemand wirklich Hand anlegen muss, endet die Aktion nicht selten im Nichts.

Damit eine Stadt grosse Ideen umsetzen kann, braucht sie Courage und begeisterte Motivatoren. Zu diesem Thema hat das Wirtschaftsmagazin „The Economist“ in der Ausgabe vom April 2015 im Artikel „Space and the City“ empfohlen, dass das erste Ziel der PolitikerInnen in der Stadtplanung sein müsste, sicher zu stellen, dass Stadtplanung „Top-down“ geschieht. Denn wenn die Entscheidungen auf lokale Ebene gebracht werden, so der Economist, tendieren zum Beispiel die Landnutzungsregeln strikter zu werden. Und nur durch eine topdown-Planung könne ein Gesamtplan für eine Stadt umgesetzt werden. Zu beobachten ist ein Spannungsfeld zwischen dem Umsetzen-Wollen von Visionen und dem Umsetzen-Wollen von Teilhabe.

**Interessenskonflikte**

Es geht bei Stadtentwicklung unter anderem um Nutzungen, räumliche, politische Strukturen, Rechte und Finanzierungen. Diese einzelnen Bereiche sind in Prozesse eingewickelt und viele davon mit strengen Verfahren geregelt. Alle Beteiligten am Prozess „Stadt“, PolitikerInnen auf Gemeinde oder Kantonsebene, Staatsangestellte, ExpertInnen, InvestorInnen, ArchitektInnen, aber auch die StadtbewohnerInnen verfolgen alle ihre eigenen Ziele – Interessenskonflikte sind an der Tagesordnung. Um diese Konflikte zu steuern, braucht es professionelle Leute, die diese Prozesse gestalten. Das verstehe ich nicht als Top-down, sondern im Sinne von Vermittlung und Koordination.

# Vorschlag zur Neugestaltung des öffentlichen Raums

## Von „Niemand“ zu „Du und Ich“ – ein Entanonymisierungsprozess

**Von Davide Tisato**

Die Stadt ist ein Ort, der die Möglichkeit des Zusammenlebens ermöglicht. Sie ist ein Ort, an dem wir leben und arbeiten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Identität finden und unsere Zukunft gestalten. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Werte und unsere Visionen leben lassen. Sie ist ein Ort, an dem wir unsere Kräfte bündeln und unsere Ziele verfolgen.

Oft wird der öffentliche Raum als Ort der Begegnung und der Gleichberechtigung propagiert und sollte als Ausdrucksfläche den Bewohnern und Bewohnerinnen der Stadt einen Nutzen bringen. In der aktuellen Städtebaupolitik wird der Begriff öffentlicher Raum als Modewort benutzt, um damit so viel Öffentlichkeit wie möglich anzuziehen. Aber wie öffentlich sind unsere öffentlichen Räume?

Bei genauerem Hinschauen sieht man, dass die Plätze und Strassen in den meisten Fällen der Fortbewegung von einem Punkt zum anderen und nicht der Begegnung dienen. Wie viele Leute bleiben auf einem Platz stehen um miteinander zu schwatzen? Wenige. Weshalb? Vielleicht weil sich die Passanten nicht mit dem Ort identifizieren. Der aktuelle öffentliche Raum ist weitgehend anonym und als Passant hat man nicht das Gefühl, dass er einem gehört. Es überwiegt die Idee, dass er ein Ort ist, der niemandem gehört. Wohlbenerkt, hinter diesem „Niemand“ verstecken sich Institutionen, die den öffentlichen Raum dominieren. Dies fällt auf, wenn man den öffentlichen Raum als Ort, der allen gehört, interpretiert

und sich in ihm ausdrücken will. Künstlerische Eingriffe in der Öffentlichkeit oder öffentliche Kundgebungen einer kollektiven Meinung werden, falls sie nicht bewilligt sind, bestraft. Gleichzeitig finden wir in ihnen von den Institutionen installierte Behinderungsarchitektur, wie die Anti-Obdachlosen-Bänke, die bewusst gewisse Personen aus dem öffentlichen Raum verdrängen. Hinter dem Begriff öffentlicher Raum verstecken sich Herrschaftsverhältnisse, die nur gewissen Gruppierungen der Gesellschaft Öffentlichkeit gewähren und nur einen Teil der Ausdrucksformen als öffentlichkeitstauglich akzeptieren.

Wie könnte man einen öffentlichen Raum kreieren, wo tatsächlich Begegnungen stattfinden und der als Ort, der allen gehört verstanden wird? Wie könnte man einen lebendigen öffentlichen Raum schaffen, in dem gewisse soziale Gruppen oder Ausdrucksformen nicht ausgeschlossen sondern integriert werden?

Vielleicht durch Entanonymisierung? Sobald der öffentliche Raum den Passanten nicht mehr als anonymes Umfeld vorkommt, beginnen sich diese mit ihm zu

# Teilhabe, Visionen und Reibungen

## Gedanken zum Thema Partizipation in der Stadtentwicklung

<b>Von Sarah Zussy</b>
<p>Partizipation wird allzu schnell zu etwas gut Gemeintem. „Gut gemeint“ ist meiner Meinung nach aber nichts Gutes, sondern macht die Betroffenen wütend. Die Politik instrumentalisiert Partizipation zu oft zur Legitimierung partikularer Interessen. Damit dies weniger geschehen kann, braucht es für alle Beteiligten klare Spielregeln.</p> <p>Meiner Meinung nach braucht es deswegen in der Stadtentwicklung Erfinderreichtum im Bereich Methodik und Strategien. Der Prozess muss offen und veränderlich bleiben. Neues Innovatives muss stets eingebaut werden können und Altes ausgetausbt.Wir brauchen neue Denkmuster, respektive Abläufe.</p> <p>Es gibt sie nicht, die perfekte Stadt: Die Stadt ist eben im Idealfall etwas Lebendiges und damit sich etwas stetig Veränderndes. Ich bin als Stadtentwicklerin daran interessiert, Prozesse zu gestalten, damit sich lokale Ökonomien entwickeln können und Gemeinschaftsbildung und Partizipation innerhalb einer gesamten Planung mit den Städten entfalten kann, um lebendige Orte mit hoher Lebensqualität zu kreieren.Wie es Lucius Burckhardt formulierte: Es geht um einen sorgfältigen Umgang mit dem Alltag und den Lebensumständen der von unseren Planungen Betroffenen.</p>
<p><i>Sarah Zussy hat im Rahmen ihrer Diplomarbeit am HyperWerk nachhaltige und partizipative Gestaltungsmöglichkeiten für Neubaquartiere entwickelt und arbeitet heute im Feld zwischen Prozessgestaltung und Stadtentwicklung.</i></p>

Die Bevölkerung ist die Nutzergruppe, sozusagen die Endkunden, über deren Befindlichkeit hinaus nichts „designt“ werde sollte. Ideen können jedoch ihre Zeit brauchen bis sie akzeptiert werden. In unserer direkten Demokratie hat die Bevölkerung einen sehr grossen Einfluss. Dies ist in unserem System tief verankert. Man bedenke die Gemeindeversammlungen, in welchen in vielen Gemeinden der Schweiz die Bevölkerung einem Projekt zustimmen oder eben dagegen stimmen kann, aber auch die briefliche Abstimmung über Sachgeschäfte. In unserer Demokratie hat es die Macht über Stehen oder Fallen eines Projekts. Ebenso braucht es im Stadtentwicklungsprozess genug Raum für die Ideen der Anwöhner.

# Vision in drei Schritten

## Organisation eines regionalen Netzwerks des Wandels

Von **Aaron Ritschard**

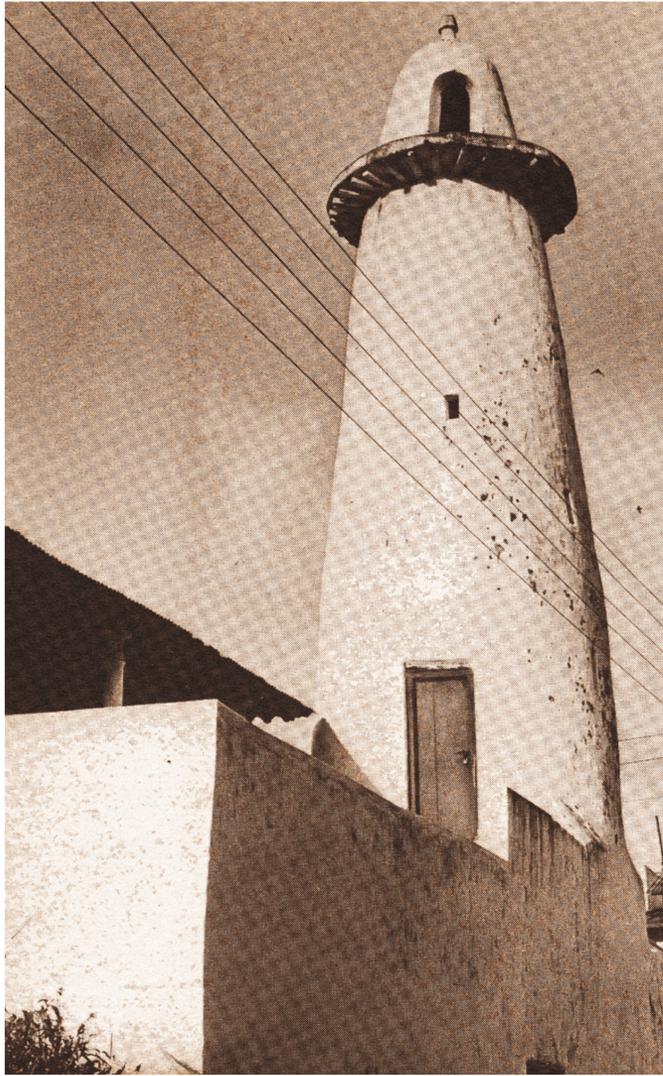
RepairCafés, Tauschbörsen, Lokalwährungen, Gemeinschaftsgärten, Solidarität mit Flüchtlingen, Community Supported Agriculture, Food Coops, Lebensmittel-RetterInnen, Reclaim the Streets, Upcycling, Permakultur, Nachbarschaftsinitiativen, globalisierungskritische, wachstumskritische und systemkritische Gruppierungen, Occupy, Direct Action.

Was wird hier aufgezählt? Es sind aktuell in der

Bevölkerung spriessende Initiativen und Bewegungen, welche globale soziale, wirtschaftliche und ökologische Probleme adressieren. Bottom-up, anstatt Top-down, werden Lösungsansätze unabhängig von Strategien aus Wirtschaft und Politik entwickelt. Mit Einsteins Zitat im Hinterkopf, dass Probleme niemals mit der Denkweise gelöst werden können, die sie erschaffen hat, ist es gerade heute wichtig, ausserhalb von vordefinierten und starren Strukturen zu denken.

Was ist also an der Zeit, neue Strukturen zu erschaffen? Welches Potenzial läge darin, wenn sich die vielfältigen, oben zum Teil aufgezählten Bewegungen verbünden würden, um gemeinsam die Zukunft entsprechend ihren Vorstellungen mitzugestalten? Und wie könnten die Strukturen aussehen, die eine solche Verbündung ermöglichen würden? In diesem Text wird davon ausgegangen, dass die genannten Bewegungen bereits heute nicht isoliert voneinander, sondern vernetzt agieren. Vernetzt heisst aber noch nicht organisiert. In den folgenden Zeilen werden drei Organe beschrieben, welche ein kräftiges Netzwerk des Wandels auf regionaler Ebene gebrauchen könnten.

Das erste Organ, das hier vorgeschlagen wird, ist ein regionales Forum, in dem sich Akteure unterschiedlicher Bewegungen versammeln können. In diesem Forum gilt es herauszufinden:Welche konkreten Ziele oder Ideen verfolgen die einzelnen Projekte? Gibt es eine gemeinsame Vision, die das Spektrum dieser Ziele zusammenfassen könnte, oder widersprechen sich die einzelnen Ziele? Lösen sich diese Widersprüche mit dem Motto „sowohl als auch“ auf, oder sind es unvereinbare Ziele? Dem Vorschlag einer Diskussion um eine gemeinsameVision in einem gemeinsamen Forum liegt natürlich die Vermutung zugrunde, dass in besagten Bewegungen tatsächlich eine gemeinsame Vision möglich ist. Die Entwicklung einer gemeinsamen Vision würde den Weg dafür öffnen, ein gemeinsames Projekt mit gemeinsamen Zielen zu formulieren und Potenziale der Kooperation auszuloten. Die Frage, die sich in dem Forum stellt, kann man sich auch so vorstellen:Wenn die Ziele der Projekte Steinchen sind, wie könnte das Mosaik aussehen, welches sich aus dem Zusammenfügen der Steinchen ergibt? Gibt es eine Auslegung dieser Steinchen als Mosaik, das eine gemeinsame Vision erahnen lässt? Falls ja, hätte das positive Konsequenzen. Zum Beispiel würde man vielleicht erkennen, welche Steinchen fehlen, um eine gemeinsame Vision zu verwirklichen. Falls bei der Entwicklung einer gemeinsamen Vision ein Streit ausbräche, hätte dies zumindest den Vorteil, dass eventuelle Konfliktlinien in den aktiven sozialen Bewegungen identifiziert werden könnten. Vielleicht wären es auch gerade die Momente der Uneinigkeit in einem solchen Experiment, welche diese erste Phase der Selbstfindung des sich organisierenden Netzwerks spannend machen würden. Doch der Zweck des Forums hätte sich mit dem Experiment einer gemeinsamen Vision nicht erschöpft. Nach dem Zustandekommen einer gemeinsamen Vision, dient ein gemeinsames Forum auch zur Entwicklung gemeinsamer Strategien und bietet jedem teilnehmenden Projekt eine Quelle für Feedback aus den unterschiedlichsten Perspektiven, die das Netzwerk zu bieten hat. Das Forum könnte also den einzelnen Projekten dabei helfen, ihre eigene Zukunft nachhaltig weiterzuentwickeln, ihre eigenen Erfahrungen zu teilen und von Erfahrungen anderer Teilnehmer zu lernen. Nicht zuletzt könnten in diesem Forum wie gesagt die Schwächen und Lücken im Gewebe des Netzwerks festgestellt werden und allenfalls Projekte initiiert werden, die auf



einem kollektiven Bedürfnis beruhen und dem ganzen Netzwerk zugute kämen.

Ein Projekt, das aus einem gemeinsamen Bedürfnis entspringen würde, wäre ein weiteres Organ des Netzwerks, da es eben, so wie das Forum, als Ziel die Stärkung des Netzwerks selbst hätte. Ein solches Organ könnte beispielsweise ein gemeinsamer Werkzeugkasten sein. Das Netzwerk könnte eine Plattform initiieren, die den Mitgliedern den Austausch, das gegenseitige Zugänglichmachen, das Teilen ihrer Ressourcen ermöglichen würde. Sei es die Vermittlung eines technischen Gerätes, einer Bohrmaschine oder einer Videokamera; einer räumliche Infrastruktur, eines Veranstaltungsraumes oder einer Küche; oder auch von bestimmten Fähigkeiten, juristische Beratung, Plakate drucken. Das Kultivieren des Teilens innerhalb des Netzwerks würde viel zur Vernetzung des Netzwerks selbst beitragen, denn mit dem Teilen, der gegenseitigen Unterstützung, wachsen die Beziehungen im Netzwerk und diese Beziehungen machen im Endeffekt das Netzwerk als solches aus. Im Teilen selbst verwirklicht sich eventuell auch bereits ein Teil der gemeinsamenVision. Teilen bedeutet wegzukommen vom Konkurrenzdenken, Entmonetarisierung und Stärkung von zwischenmenschlichen Beziehungen. Im Falle von Geräten bedeutet Teilen auch einen geringeren Ressourcenaufwand und ein Wegkommen von der Fixiertheit auf Privateigentum zu Gunsten von Commons – Gemeingütern. Zudem bietet das Teilen von Fähigkeiten und Gebrauchsgegenständen die Gelegenheit für kurzfristiges Engagement und Unterstützung von positiven Projekten. Eine solche Plattform des Teilens kann über das Internet in technischer Hinsicht heutzutage relativ einfach realisiert werden.

Diese drei Organe, ein Forum für Versammlungen, eine Ressourcenbörse und ein Informationsmedium, wären also mögliche verbindende Elemente eines heterogenen Netzwerks des gesellschaftlichen Wandels. Einer Bewegung, oder besser gesagt eines Netzwerks aus Bewegungen, welche bereit sind, sich gegenseitig zu unterstützen, voneinander zu lernen und Kräfte zu bündeln. Das Prinzip bei diesen hier skizzierten Organen ist, dass sie nicht zu einer hierarchischen Organisationsform führen, in der man sich zum Beispiel einem gemeinsamen Dachverband oder einer Partei unterordnen muss. Alle können ihre Identität bewahren und behalten ihre eigene Stimme. Die Stimmen erklingen nun aber in den Räumen wo sie mehr Gehör finden und ihre Wirkung noch besser entfalten können.

Aaron Ritschard ist bildender Künstler und Mitbegründer von BaselWandel, einer Vernetzungsplattform für mehr ökologischen und sozialen Wandel in der Region Basel. Der vorliegende Text beschreibt nicht das aktuelle Programm des Vereins BaselWandel, sondern es werden darin Ideen verarbeitet, die in den Gründungsworkshops des Vereins im Sommer 2014 entwickelt wurden.

www.baselwandel.ch

Ein drittes, den Interessen des Netzwerks dienendes Organ könnte eine weitere Plattform des Teilens sein. Und zwar eine Plattform zum Teilen von Geschichten. Jedes Projekt, welches Veränderungen in unserer Gesellschaft anstrebt, hat ein zentrales Interesse daran, seine Ideen, Vorstellungen und Aktivitäten bekannter zu machen, zu kommunizieren. Zu diesem Zweck betreiben manche Projekte zum Beispiel einen Blog. Wäre es nicht sinnvoll, diese Blogging-Anstrengungen auf einen gemeinsamen Blog zu konzentrieren, welcher als Online-Magazin die vielfältigen Themen des Projekts kommuniziert? Ist ein

Blog nicht umso attraktiver, je lebendiger und reichhaltiger sein Angebot? Die Begegnung mit schockierenden Geschichten, die über Missstände und Fehlentwicklungen auf der Welt aufmerksam machen auf der einen Seite und mit inspirierenden Geschichten, die von Widerstand und kreativen Lösungswegen berichten, können Impulse sein, Menschen für einen gesellschaftlichen Wandel zu begeistern. Das Internet ermöglicht heute ein dezentrales Informationsmedium, in dem jede und jeder nicht nur Beiträge empfangen, sondern auch teilen und veröffentlichen kann. Die Online-Zeitung des Netzwerks würde also als Plattform dienen, in der Berichte aus dem Netzwerk veröffentlicht werden, aber auch sehenswerte und lesenswerte Inhalte aus dem Netz geteilt werden können.

Franklin ist heute Teil der Popkultur amerikanischer Prägung. Der Ausspruch, dass Zeit Geld sei, wird meistens mit ihm assoziiert. Und sein Antlitz ziert die Hundertdollarnote, was zum bei Rappern beliebten Ausspruch führte, es sei „all about the Benjamins“.

Weniger bekannt ist, dass Franklin in einem Brief an einen anderen Benjamin, mit NachnamenVaughan, die Vorträge einesVierstundenaarbeitstages erwähnte. Ein „politischer Arithmetiker“ habe nämlich ausgerechnet, dass für alle gesorgt sei, wenn jedermann vier Stunden täglich an etwas Nützlichem arbeiten würde. Im Gegensatz sei die Ursache von viel „want and misery“ darin zu finden, dass so viele Menschen mit Arbeiten beschäftigt seien, die nichts mit den Notwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu tun haben.

Ohne sich auf Franklins Brief von 1784 zu beziehen, kommt Bertrand Russell 1932 in seinem Essay „In Praise of Idleness“ (etwa: Lob des Müsiggangs) zum gleichen Schluss. Wieder ist da diese Idee, dass vier Stunden Arbeit am Tag ausreichen würden, um einem Menschen Zugang zu den fürs Leben notwendigen Gütern zu verschaffen. Sie präsentiert sich bei Russell als Möglichkeit, für die die fortgeschrittene Automatisierung der Produktion spätestens seit dem Krieg die Grundlage geschaffen habe. Russell beobachtet weiter, dass die Vermögen der städtischen Bevölkerung vor allem von passiver Natur seien. Und spekuliert, dass sie mehr Gefallen an aktiver Betätigung finden würde, würde ihre Energien nicht vollständig von der (Erwerbs-) Arbeit verzehrt.

# Bildung der Zukunft

## Was müssen Menschen können, um den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gewachsen zu sein?

Von **Elisa Petri**

Elisa Petri behandelte und suchte in ihrer Diplomarbeit am HyperWerk Lösungsansätze und Konzepte für eine zukunfts-fähige Bildung, unter anderem auch in Form eines Workshops am statutopie Festival.

Bildung ist in der postindustriellen Welt zu einem sehr wertvollen Rohstoff geworden. Das Augenmerk vieler politischer und wirtschaftlicher Spieler liegt auf den Schulen – der Bildung bedeutsamsten Institutionen – denn sie sind Anlage ihres Humankapitals und Antrieb sowie Bedingung für Wirtschaftswachstum. Dass sich neben der Pädagogik noch weitere Gesellschaftsbereiche an der Bildungsdebatte aktiv beteiligen, wird oft übersehen.

Die Bildung übersteigt folglich die Interessen der PädagogInnen und ErziehungswissenschaftlerInnen – sie weitet sich aus auf weitere Gesellschaftsbereiche.

Welche Rolle wird der Bildung in unserem gesellschaftlichen Kontext zugeschrieben? Die Ansichten darüber decken ein breites Feld ab, doch über die eine Aufgabe scheinen sich alle einig zu sein: Die Bildung soll auf das Leben vorbereiten. Auf das Leben von morgen, denn Bildung agiert – ausser zum Selbstzweck – stets

zukunftsorientiert. Hinsichtlich futuristischer Spekulationen und aufgrund meiner eigenen Erfahrungen, bin ich zu folgendem Schluss bis aufWiderruf gekommen:

Wir als Gesellschaft brauchen Strategien, sodass wir – auch während Krisen – handlungsfähig sind und es bleiben können. Um unsere Resilienz zu stärken, sollten wir uns vorerst unabhängiger machen von Politik und Wirtschaft, da diese Systeme im Schnellzug „Wachstum“ sitzen bleiben – dies obwohl bereits Meadows 1972 mit seinem Buch „Die Grenzen des Wachstums“ davor gewarnt hat, dass die Reise aufgrund systemtechnischer Fehler vorzeitig enden wird.

Die Aufgabe der Bildung besteht darin, einen geschützten Rahmen zu bieten, in dem sich die Lernenden Selbstsicherheit und Mündigkeit als Grundkompetenzen aneignen können. Es sollen Handlungsstrategien entwickelt und erprobt werden, wie wir mit unsicheren und

komplexen Situationen umgehen können. Des Weiteren geht es um dieVermittlung von Orientierungs- und Fachwissen, welche unabdingbar zusammengehören. Konkret brauchen wir zur Kopfarbeit ergänzende Fähigkeiten – Handwerk, Kunst, Musik, Gartenbau – welche uns zu mehr Selbstständigkeit befähigen und/oder zur sinnbringenden Instanz werden können.

Elisa Petri behandelte und suchte in ihrer Diplomarbeit am HyperWerk Lösungsansätze und Konzepte für eine zukunfts-fähige Bildung, unter anderem auch in Form eines Workshops am statutopie Festival.

www.zukunft-bilden.ch

# Der Vierstundentag

## Von der Möglichkeit einer Idee zu ihrer Notwendigkeit

Von **Benedikt Achermann**

Wirft man heute einen Blick auf die Freizeitaktivitäten vieler Menschen, könnte man zum Schluss kommen, dass sich seit Beginn des letzten Jahrhunderts nicht viel geändert hat. Und da ist auch wieder diese Idee.Vier Stunden Arbeit sollten reichen. Dieses Mal taucht sie im Kontext der Diskussionen um Klimawandel und Wirtschaftswachstum auf. Niko Paech, uermüddlicher Verfechter einer Postwachstumsökonomie, sieht in der Reduktion der allgemeinen Arbeitszeit ein wirkungsvolles Mittel zur „Befreiung vom Überfluss“ (so der Titel von Paechs Buch). Wenn wir es ernst meinen mit dem Klimaschutz und dem Erhalt unserer Lebensgrundlagen, so Paech, müssten wir weniger reisen, weniger konsumieren und; weniger arbeiten.

Mit dem Vierstundenarbeitstag könnte das „industrielle Fremdversorgungssystem halbiert werden“, so Paech in seinem Aufsatz „Vom grünen Wachstumsmythos zur Postwachstumsökonomie“ von 2010. Und es würde Zeit frei. Zeit, die wie Russell sagte, jedem zur freien Verfügung steht, aber nicht „in pure frivolity“ verbracht werden soll. Zeit, die für die Pflege sozialer Beziehungen, die Reparatur und Instandhaltung von Gegenständen und das Erlernen eines auf Genügsamkeit ausgerichteten, weniger von Konsum abhängigen Lebensstils eingesetzt werden kann. In den Trends zum Selbermachen, food saving und urban farming sind – in der städtischen Bevölkerung, zumal – erste Anzeichen auf eine Entwicklung hin zu einer Postwachstumsgesellschaft erkennbar. Ob diese Entwicklung „by design“ oder „by disaster“ (wie in Portugal oder Griechenland) weitergeht, bleibt abzusehen.

Die Idee wirkt trotz der vielen Jahre, die sie auf dem Buckel hat, utopisch.Vielleicht mehr denn je. Gerade mit der Forderung, das Reisen einzuschränken, gewinnt man heute keine Freunde. Und die Formel Wirtschaftswachstum gleich Wohlstand hat immer noch allgemeine Gültigkeit. Als kürzlich der Euro-Mindestkurs aufgehoben

wurde, reagierte der Präsident des Schweizer Arbeitgeberverbandes mit der Forderung nach „Spielraum für Massnahmen wie Arbeitszeiterlängerungen oder Lohnsenkungen“. In so einem Klima steht der Vierstundenarbeitstag zugegebenermassen etwas schräg in der Ideenlandschaft. Also dann auf die harte Tour, „by disaster“?

Im Postwachstumskontext wandelt sich die Idee desVierstundentages. Sie wird von einer Möglichkeit zur Notwendigkeit. Nehmen wir an, Du könntest mit zwanzig Stunden Arbeit in derWoche Deine Grundbedürfnisse decken. Konkret: Du könntest Deine Miete, Dein Natel- und Halbtaxabo, die Krankenkassenprämie und Deine Lebensmitteleinkäufe bezahlen und es bliebe sogar noch etwas Geld zur freien Verfügung übrig.

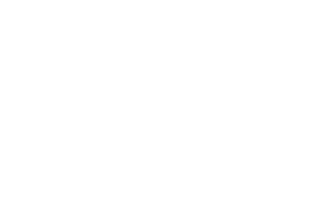
Was würdest Du mit der freigewordenen Zeit anfangen?

Benedikt Achermann hat sich während seinem Studium am HyperWerk mit Sinn und Unsinn der Arbeit auseinandergesetzt. In seiner Diplomarbeit behandelte er den Vierstundentag als möglichen Lösungsansatz, unter anderem auch in einem Workshop am statutopie Festival.

# Wachstum

## Aufstieg und Fall eines Dogmas

Von Prof. Dr. Niko Paech



**Eine Kleine Geschichte des Wirtschaftswachstums**

In seiner „Philosophie des Geldes“ hat der deutsche Philosoph und Soziologe Georg Simmel einprägsam den Zusammenhang zwischen Wachstum und Fortschritt beschrieben. Bis zur Kopernikanischen Wende war das abendländische Weltbild von der Vorstellung beherrscht, dass der Kosmos ein endliches Ganzes darstellt. Wenn nun aber die Dinge, welche von vielen begehrt würden, nicht vermehrt werden könnten, drohe unweigerlich eine „Menschheitstragödie der Konkurrenz“, die es kraft Fortschritt zu überwinden gelte: „In dem Masse, in dem man weitere Substanzen und Kräfte aus dem noch unokkupierten Vorrat der Natur in die menschliche Nutzmessung hineinzieht“, so schreibt Simmel, „werden die bereits okkupierten von der Konkurrenz um sie entlastet“. Damit werden Konflikte zwischen Menschen in solche zwischen Mensch und Natur umgelenkt.

„Substanzieller“ Fortschritt besteht gemäss Simmel darin, die Natur mittels technischer Möglichkeiten in ein Füllhorn zu verwandeln. Dieses epochale Entfangen trägt schon deshalb zur Zivilisierung der Menschheit bei, weil daran im Zuge einer umfassenden und zu sehends ausdifferenzierten Arbeitsteilung alle teilhaben können. Die damit vorgegebene, geradezu universelle Entwicklungsrichtung – höher-schneller-weiter-besser-grosser-bequemer – bindet jene Kräfte, die andernfalls weniger harmlosen Zwecken dienen könnten. Friedlich vereint in geschäftiger Plünderung hackt eine Krähe der anderen kein Auge aus, jedenfalls solange genug für alle da ist.

Sollten die Ressourcenquellen je versiegen und schliesslich doch Verteilungskonflikte drohen, könnten diese gemäss Simmel mittels „funktionalen“ Fortschritts vermieden werden. Er gründet auf der modernen Geldwirtschaft, insbesondere den damit entfallenden Tauschvorgängen. Letztere ermöglichen den „Aufbau einer Welt, die ohne Streit und gegenseitige Verdrängung aneigenbar ist, zu Werten, deren Erwerb und Genuss seitens des einen den anderen nicht ausschliesst, sondern tausendmal dem anderen den Weg zu dem gleichen öffnet“. Das Tauschmedium Geld sorgt dafür, dass alle Dinge dorthin gelangen, wo das Maximum des in ihnen schlummernden latenten Wertes genutzt werden kann. „Angenommen, die Welt wäre wirklich weggegeben und alles Tun bestünde in einem blossen Hin- und Herschieben innerhalb eines objektiv unveränderlichen Wertquantums, so bewirkte dennoch die Form des Tausches gleichsam ein interzelluläres Wachstum der Werte“. Die damit einhergehende Herausbildung neuer Motivstrukturen, Verflechtungen und effizienter Arbeitsteilung bettet alles Sozialie in ökonomische Beziehungen ein, schafft friedensstiftende Bindungen. Mit anderen Worten:Wer Handelsbeziehungen zum beiderseitigen Nutzen unterhält, führt (meistens) keine Kriege.

Genau dieser Logik folgt auch die Europapolitik. Eine gnadenlose Durchdringung und Verwertung des europäischen Wirtschaftsraumes, so heisst es in jeder idealtypischen Sonntagsrede, diene der Integration. Um diese zu beschleunigen, bedürfe es überdies einer uniformen Währung. Sie lasse die Menschen näher zusammenrücken, fördere den kulturellen Austausch und befühle die soziale Angleichung. Im Dienste derart schöngeistiger Europa-Verheissungen ist kein Kleckern, sondern ökonomisches Klotzen angesagt: Industrielle Spezialisierung, Machtzentralisierung, monströse Subventionen, ressourcenschwere Infrastrukturen, exzessive Digitalisierung, entgrenzte Mobilität und eine Kommerzialisierung, die bis in die letzte Nische reicht, sollen das Fundament eines friedlichen Europas bilden.

Hoffentlich bleibt es auch friedlich, wenn keine Ressourcen mehr da sind, um den alles mit allem verbindenden Tatendrang zu füttern. So weit ist es aber noch nicht, denn unlängst wurde ein nimmehr „grünes“ Wachstum als neuer Kurs der europäischen Planierraupe ausgerufen. Und diese Strategie verdient ihren Namen, zielt sie doch darauf, ganze Landschaften industriell nachzuverdichten. Das von Simmel vorhergesagte interzelluläre Wachstum lässt keinen grünen Flecken aus, in den sich eine Windkraft-, Biogas-, Photovoltaikfreiflächenanlage,

Stromtrasse oder ein Pumpspeicherkraftwerk stopfen lässt. Dies harmoniert und interagiert hervorragend mit weiteren Agrarfabriken, Gewerbegebieten, Verkehrsprojekten und anderen expansionistischen Massnahmen. Offenkundig wird der friedensstiftende Krieg gegen die Ökosphäre mit veränderten Mitteln fortgesetzt, die nicht einmal die alten ersetzen, sondern nur ergänzen.

Währenddessen hat die Wohlstandsausdehnung Daseinsformen kultiviert, die vollkommen abhängig von umfassender Konsumversorgung und einer industriellen „Megamaschine“ (Mumford, 1967) sind. Entsprechend hilflos sind sowohl systemkritische Diskurse, als auch die daraus hervorgegangenen sozialen Bewegungen. Zumindest solange die lautstarken Forderungen nach Veränderung unter dem unausgesprochenen Vorbehalt stehen, liebgewonnene Lebensgewohnheiten oder materielle Freiheiten – die allein vom kritisierten System gewährleistet werden können – nicht anzutasten oder gerechtheitshalber sogar weiter auszubauen. Kurz und gut: Alles läuft mit stetig zunehmender Schubkraft auf exakt jenen Fluchtpunkt hinaus, um dessen Vermeidung sich seit Erscheinen des ersten Berichts vom Club of Rome (Meadow et al, 1972) alle Gebildeten und Nachhaltigkeitsbewegen bemühen, zumindest symbolisch.

**Die nächste Entwicklungsstufe: Postwachstumsökonomie, De-Globalisierte Produktionssysteme**

Nach dem Kollaps... Wir schreiben das Jahr 2050. Verheerende Finanzdesaster, ein Rohölpreis von zeitweilig 250 Dollar pro Barrel, die Coltan-Krise, extreme Trinkwasser- und Flächenknappheit, Phosphormangel, prägnante Auswirkungen des Klimawandels, Nahrungsengpässe etc. haben weite Teile der globalen Mobilität und Industrie zusammenbrechen lassen. Um dennoch politische und soziale Stabilität zu wahren, musste die verbliebene Erwerbsarbeit umverteilt werden, so dass die durchschnittliche Wochenarbeitszeit nunmehr 20 Stunden beträgt. Der längst noch nicht abgeschlossene Strukturwandel hat vorwiegend kürzere Versorgungsketten mit geringerem Spezialisierungsgrad überleben lassen. Hierdurch blühten lokale und regionale Ökonomien auf, so dass inzwischen – wenngleich zunächst aus der Not geboren – weitaus arbeitsintensivere Herstellungsprozesse dominieren. Dies hat zweierlei bewirkt: Einerseits sank das Outputniveau, weil die ressourcenintensive, auf räumlicher Entgrenzung basierende Massenproduktion zusehends ihre Basis verloren hat. Andererseits führte die verringerte Arbeitsproduktivität dazu, dass durchschnittlich mehr Beschäftigte benötigt werden, um eine bestimmte Ausbringungsmenge zu produzieren.

Insgesamt haben also eine Umverteilung der Arbeitszeit sowie arbeitsintensivere Produktionssysteme die negativen Beschäftigungswirkungen des Kollapses dämpfen können, wohlgenerkt auf Basis eines weit- aus bescheideneren Wohlstandes, zumindest gemessen am durchschnittlichen Besitz materieller Güter.

Infolge der De-Globalisierung vieler Wertschöpfungsbereiche entstanden neben den bereits existierenden viele neue Regionalwährungen. Sie bilden ein hervorragendes Instrument zur Koordination des räumlich begrenzten Leistungsaustausches, der unternehmerische Kreativität und somit einen bestimmten Grad an Spezialisierung einbezieht. Komplementärwährungen verhindern den Abfluss von Kaufkraft und sorgen somit für regionale Resilienz, insoweit sie nur innerhalb eines definierten Gebietes zirkulieren. Ausserdem stabilisieren sie den Finanzsektor, wenn sie durch einen Negativzins umlaufgesichert sind, denn einer Hortung und Spekulation wird damit der Boden entzogen.

Genossenschaften haben sich als dominante Unternehmensform etabliert; Aktiengesellschaften sind eine aussterbende Spezies. Die damit einhergehende Demokratisierung der Unternehmenspolitik hat unter anderem eine weniger zins- und renditeträchtige Kapitalbeschaffung begünstigt. Dies trug zur Dämpfung struktureller Wachstumsvänge bei. Innerhalb des verbliebenen und tiefgreifend umgestalteten Industriekomplexes spielt die Neuproduktion von Gütern, welche reparaturfreundlich,

also fern jeglicher geplanten Obsoleszenz entworfen sind, nur noch eine untergeordnete Rolle. Fokussiert wird auf den Erhalt, die Um- und Aufwertung vorhandener Güterbestände, etwa mittels Renovation, Optimierung, professioneller Nutzungsdauerverlängerung oder Nutzungsintensivierung. Als beispielsweise weite Teile der Textil-, Elektronik- und Möbelindustrie kollabierten, boomten Änderungsschneidereien und Handwerksbetriebe, die sich auf die Reparatur solcher und anderer (potenziell) langlebiger Güter spezialisiert hatten. Besonderen Aufschwung nahm der Handel mit Gebrauchtgütern, sowohl basierend auf neuen Geschäften als auch Internetplattformen. Auch der Fahrzeug- und Geräteverleih konnte von dieser Entwicklung profitieren. Diese neue Ökonomie der Reparatur, Bestandspflege und Gemeinschaftsnutzung erfordert im Vergleich zur Neuproduktion weniger Kapital, Transporte sowie keine neuen Infrastrukturen oder Immobilien, sondern lässt sich flexibel ohne besonderen Ressourcenaufwand in konvertierten Produktionsstätten unterbringen.

**Moderne Selbstversorgung als ergänzender Sektor**

Auch das Bildungssystem hat sich gewandelt. Viele Hochschulen wurden geschlossen oder verkleinert, weil sich das Privileg, kraft eines akademischen Abschlusses ein müheloses, auf ausschliesslicher Konsumversorgung und globaler Mobilität basierendes Leben zu führen, nur für wenige aufrechterhalten liess. Aus der Wissens-ist eine Prosumentengesellschaft geworden. Plötzlich waren handwerkliche Fähigkeiten wieder gefragt. Sog. „Prosumenten“ (Toffler, 1980), die inzwischen das Bild beherrschen, sind daran erkennbar, dass sie sich durch Suffizienz- und Subsistenzpraktiken zunehmend aus der Abhängigkeit von industrieller Fremdversorgung befreit haben. Sie nutzen die infolge des allmählichen Übergangs zur 20-Stundenwoche freigestellte Zeit, um selbst zu produzieren. Dazu eignen sie sich substanzielle Fertigkeiten an, reaktivieren die Kompetenz, kraft eigener manueller Tätigkeiten Bedürfnisse jenseits kommerzieller Märkte zu befriedigen. Gemeinschaftsgärten, offene Werkstätten, Reparatur-Cafés, künstlerische Aktivitäten etc. füllen jene Brachen aus, die das kollabierte System hinterlassen hat. Prosumenten arrangieren sich mit einem Bruchteil des vorherigen Industrieoutputs.

Derartige Konzepte einer modernen Subsistenz entfalten ihre Wirkung im unmittelbaren sozialen Umfeld, also auf kommunaler oder regionaler Ebene. Sie basieren darauf, ein bescheideneres monetäres Einkommen durch eigenständige Verrichtungen zu ergänzen.

Nutzungsintensivierung durch Gemeinschaftsnutzung: Wer die Nutzung von Gebrauchsgegenständen mit anderen Personen teilt, trägt dazu bei, industrielle Herstellung durch soziale Beziehungen zu ersetzen. Doppelte Nutzung bedeutet halbiertes Bedarf.

Nutzungsdauerverlängerung: Wer durch handwerkliche Fähigkeiten oder manuelles Improvisationsgeschick die Nutzungsdauer von Konsumobjekten erhöht – zuweilen reicht schon die achtsame Behandlung, um frühen Verschleiss zu vermeiden –, substituiert materielle Produktion durch eigene produktive Leistungen, ohne auf Konsumfunktionen zu verzichten. Wo es gelingt, die Nutzungsdauer durch Instandhaltung, Reparatur, Umbau etc. durchschnittlich zu verdoppeln, könnte die Produktion neuer Objekte entsprechend halbiert werden.

Eigenproduktion: Im Nahrungsmittelbereich erweisen sich Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere Formen der urbanen Landwirtschaft als dynamischer Trend, der zur Deindustrialisierung dieses Bereichs beitragen kann. Künstlerische und handverkleiche Betätigungen reichen von der kreativen Wiederverwertung ausrangierter Gegenstände über selbst gefertigte Holz- oder Metallobjekte bis zur seniprofessionellen Marke „Eigenbau“.

Derartige Subsistenzleistungen bewirken, dass eine Halbierung der Industrieproduktion nicht den materiellen Wohlstand halbiert: Wenn Konsumobjekte länger und intensiver, also gemeinschaftlich genutzt werden, reicht ein

Bruchteil der momentanen industriellen Produktion, um dieselbe Versorgung mit Konsumfunktionen zu gewährleisten. Moderne Subsistenz besteht darin, einen markt reduzierten Industrieoutput mittels dreier Ressourcen aufzuwerten, nämlich durch handwerkliche, künstlerische und substanzielle Kompetenzen, eigene Zeitrressourcen und soziales Kapital zwecks Leistungsaustausch. Solchermassen entmonetarisierete Versorgungssysteme steigern die Resilienz und mindern den Wachstumsdruck, der einer kapitalintensiven industriellen Spezialisierung innewohnt (Paech, 2013).

**Postwachstumspolitik**

Nachdem das europäische Subventionsmonstrum mehr oder weniger in sich zusammengesackt war, sind die einzelnen Regierungen dazu übergegangen, viele Hinterlassenschaften des expansionistischen Zeitalters zu beseitigen. Anstelle neuer Infrastrukturinvestitionen wird nun ein vergleichsweise geringer Teil des verbliebenen öffentlichen Eats verwendet, um Rückbauprogramme – Ent-rümpelung anstelle weiterer ökologischer Kolonisation – zu finanzieren. Nicht mehr benötigte Verkehrsanlagen, Kraftwerke, Industriegebiete, Agrarfabriken, Parkflächen und anderer Wohlstandschrott wird vorsichtig abgetragen, um die Ökosphäre von den zerstörerischen Eingriffen der Wachstumsära zu befreien. Die Renaturierung schafft nicht nur CO<sub>2</sub>-Senken, sondern mildert die Folgen des Klimawandels, insbesondere eingedenk abschbarer Starkregen- und Hochwasserereignissen. Zudem können manche der nun verfügbar gewordenen Flächen verwendet werden, um die Nahrungsmittelversorgung ausschliesslich auf Basis ökologischen Landbaus zu gewährleisten. Auf vielen der stillgelegten Flughäfen und Autobahnen, die sich nicht ohne hohen Ressourcenaufwand entsiegeln liessen, wurden Windkraft- und Solaranlagen installiert. So konnte der durch Einsparung und De-Industrialisierung minimierte Rest an Elektrizitätsnachfrage ohne weitere Natur- und Landschaftszerstörung befriedigt werden.

Der öffentliche Haushalt, über den die nunmehr dezentralen Gebietskörperschaften noch verfügen, ist so bemessen, dass unter anderem mindestens eine funktionsfähige Sozial-, Bildungs- und Gesundheitspolitik sowie alle notwendigen Aufgaben der Exekutive finanzierbar sind. Ein ebenfalls weiterhin existierendes Ressort für Nachhaltigkeitsmanagement orientiert sich an individuellen Öko- bzw. CO<sub>2</sub>-Bilanzen, betreibt also eine Lebensstilpolitik. Jede Person hat ein Anrecht auf dasselbe jährliche Emissionskontingent (etwa 2,7 Tonnen), das übertragbar sein könnte. Unternehmen sind verpflichtet worden, alle Produkte mit dem CO<sub>2</sub>-Footprint entlang des gesamten Lebenszyklus zu kennzeichnen. Folglich ist das Leben in einer „Postwachstumsökonomie“ (Paech, 2012) von Sesshaftigkeit und materieller Genügsamkeit geprägt – aber entspannt und ökologisch verantwortlich.

*Niko Paech gilt als Deutschlands bekanntester Wachstumskritiker und Verfeler der Postwachstumsökonomie. Professor für Produktion und Umwelt an der Universität Oldenburg, Autor verschiedener Bücher, unter anderem „Befreiung vom Überfluss“.*

# Zukunft gestalten

## Vergesst die Welt von heute

Von Anka Falk



Die Zukunft der Stadt, die Zukunft unserer Welt hängt heute vielleicht mehr als je zuvor davon ab, ob und wie wir als einzelne Verantwortung übernehmen – antworten auf das, was die Welt zu uns spricht – und gleichzeitig auch davon, ob und wie wir mit anderen kooperieren und gemeinsam eine Welt gestalten, in der wir leben wollen und in der alle leben können. Damit wandelt sich die Rolle und Aufgabe von Gestaltung: Um Zukunft zu gestalten, brauchen wir Gestalterinnen und Gestalter, die globale Herausforderungen in ihrer Arbeit berücksichtigen, die verschiedene Perspektiven integrieren können und die – in der Stadt, aber auch auf dem Land – Biotope anlegen, in denen Diversität und Kooperation möglich ist und in denen andere Menschen selbst Gestalterinnen und Gestalter werden können. Alternative Entwürfe, wie Stadt und Gesellschaft sich anders organisieren können, liegen vor, müssen erprobt, modifiziert, umgesetzt und erweitert werden.Viel hängt davon ab, wie wir mit den Dingen umgehen – und wie miteinander.

Sennett spricht in seinem jüngsten Buch „Zusammenarbeit“ über die Reparatur von Kooperation. Die Fähigkeit zu anspruchsvoller Kooperation sei in jüngerer Zeit geschwächt worden.Was ist anspruchsvolle Kooperation? „Sie versucht, Menschen zusammenzubringen, die unterschiedliche oder gegensätzliche Interessen verfolgen, die kein gutes Bild voneinander haben, verschieden sind, oder einander einfach nicht verstehen. Die Herausforderung besteht darin, auf andere Menschen nach deren Bedingungen einzugehen“ (Sennett, 2012). Es geht um ein Reparieren im Sinne eines kreativen Weiterentwicklens von Kooperationsformen, so dass ein neuer Wert entstehen kann: „Die Reparatur einer alten Maschine kann bei einem spielerischen Umgang mit dieser Aufgabe dazu führen, dass man sowohl den Zweck als auch die Funktionsweise der Maschine verändert. Auch die Reparatur sozialer Beziehungen kann zu unvorhergesehenen Ergebnissen führen, vor allem wenn sie informell geschieht“. (ebd.)

In Kiezgemeinschaften, wie Alexander Dill sie aus dem Berlin seiner Kindheit kennt, spielt es „keine grosse Rolle, ob man sein bescheidenes Einkommen vom Sozialamt, von den Eltern oder aus Schwarzarbeit bezog. Wer dort lebte, gehörte zur Kiezgemeinschaft, egal, welcher Religion und Nationalität er angehörte oder welchen Beruf er ausübte. Selbst die tragischsten Schicksale – und denen begegnete man täglich vor der Haustür – erschienen im Kiez als Teile eines intakten Soziotops, nicht als zu beseitigende Abweichung oder zu behobendes Elend.“ (Dill 2012). Will eine Stadt ihr Sozialkapital erhalten, muss sie ihre Kieze pflegen. (ebd.)

Es gibt zwei Formen von Sozialkapital: bonding social capital und bridging social capital. Ersteres ist der Zusammenschluss von Gleichen, eine Art mechanische Solidarität; letzteres die Bereitschaft und Fähigkeit, Brücken zu schlagen zu Menschen, die anders sind, dem

Fremden gegenüber offen zu sein, mit Fremden zu kooperieren (Putnam, 2000). Durch Globalisierungs- und Migrationsprozesse ist das Fremde uns heute näher als je zuvor – inklusive des unendlichen Reichtums aller Kulturen und Zeitalter. Das birgt enormes Potenzial – auch für Konflikte – wenn wir nicht Räume schaffen, in denen Differenz erlaubt ist und auch ausgehalten werden kann. Wie viel Angst das Fremde macht, ist in diesen Tagen wieder vielfach zu erleben.

Migrationsbewegungen sind nicht die einzige Herausforderung, für die wir gemeinsame Lösungen finden müssen. Längst ist offensichtlich, dass unser Lebensstil so nicht fortführbar ist, dass Wirtschaftswachstum und Wohlstand auf einem enormen Ressourcenverbrauch beruhen. Neben unserem wackligen Wirtschaftskonstrukt – geprägt von Finanzmärkten, die von realen, materialisierbaren Werten längst entkoppelt sind – steht unserem Planeten ausserdem die dramatischste Erwärmung seit 300 Millionen Jahren bevor. Diese anstehende Transformation ist nur mit den ganz neuen Achsenzeiten wie den Übergängen in die agrarische bzw. die Industriegesellschaft vergleichbar (Leggewie; Welzer, 2010).

In diesem Zusammenhang entstehen teils wissenschaftlich fundierte, teils auch pragmatische Entwürfe, wie eine Gesellschaft aussehen könnte, die nicht von ständigem Wirtschaftswachstum abhängig ist und nicht auf einer ständig zunehmenden Ausbeutung natürlicher Ressourcen beruht. Gemeinsam ist einigen dieser Ansätze, dass sie mit der Vorsilbe „Post-“ beginnen und uns damit auf alles Mögliche hinweisen, was bald vorbei sein könnte. Zu nennen ist die Idee einer Postwachstumsökonomie (Paech), die auf die Grenzen des Wirtschaftswachstums hinweist – das ohnehin immer magerer oder auch jetzt schon bisweilen ganz ausfällt – oder das Konzept einer Postwachstumsgesellschaft (Seidl; Zahrtnt), das in dieselbe Kerbe schlägt, nur dass die Sache hier nicht mehr nur die Ökonomie, sondern unsere ganze Gesellschaftskonzeption und –organisation betrifft. Ein düstereres Szenario ist das einer Post-Kollaps-Gesellschaft (Heimrath): das, was uns erwarten könnte, wenn die Welt, wie wir sie jetzt kennen, aufgrund von ökologischen oder ökonomischen Krisen untergeht. Das sind dann Krisen, in denen kein Finanz-Rettungsschirm mehr zur Hand ist und auch der herkömmliche Regenschirm gegen die klimawandelbedingten Flutkatastrophen nicht mehr hilft – was nach den jüngsten Berichten des Club of Rome ja durchaus im Bereich des Möglichen liegt.

Eine Reihe von Entwürfen, die sich erst einmal im Titel von dem abgrenzen, was war oder ist, ohne so genau zu sagen, wohin es gehen könnte. Für Gestalterinnen und Gestalter im weitesten Sinne ist das interessant: Ist es nicht das, was wir können – Entwürfe in die Welt setzen? Die Welt als Entwurf, betitelte Od Aicher einst sein Buch: „Design bezieht sich auf den kulturellen Zustand einer Epoche, der Zeit, der Welt. Die heutige Welt ist definiert



durch ihren Entwurfszustand. Die heutige Zivilisation ist eine vom Menschen gemachte und also entworfen. Die Qualität der Entwürfe ist die Qualität der Welt.“ (Aicher, 1991)

Allen genannten Entwürfen gemeinsam ist, dass sie nur umsetzbar sind, wenn Kooperation eine andere Rolle spielen als bisher; wenn offene, fluktuierende, produktive, diverse Gemeinschaften entstehen und die Menschen sich als kooperationsfähig erweisen. Das Modell der Post-Kollaps-Gesellschaft beispielsweise fusst auf der Commons-Forschung (Helfrich, 2012). Alles läuft darauf hinaus, dass wir unser Zusammenleben neu buchstabieren müssen.

Bei seinen Überlegungen zur Bedeutung von Kooperation erzählt Sennett auch von den Ritualen in mittelalterlichen Werkstätten: Der Lehrling zeigte am Ende seiner Lehrzeit mit seinem Gesellenstück, was er sich an Fertigkeiten erworben hatte. Dabei durfte er aber interessanterweise nicht reden oder erklären; das von ihm Geschaffene sollte für sich sprechen. „Die übliche Anrede für Objekte lautete nicht es, sondern «du». In der Sprache der mittelalterlichen Handwerker ging man noch einen Schritt weiter. Man behandelte die Objekte, als wären sie lebendig, als hätten sie sich auf magische Weise in Wesenheiten verwandelt, mit denen man diskutieren und streiten konnte“ (Sennett, 2012).

Heute hingegen sind die Dinge einsam geworden. Man spricht über sie, nicht mit ihnen. Und wir haben so viel, dass der Wert des einzelnen Objekts relativ geworden ist. Damit Konsumaktivitäten überhaupt Sinn machen, brauchen wir die Ressource, die für viele am knappsten ist: Zeit. Wer immer mehr hat, hat immer weniger Zeit, zu nutzen, was er hat. Schliesslich verbringt er dann seine Zeit nur noch damit, Konsumgüter zu suchen, zu vergleichen, zu prüfen, zu kaufen, unterzubringen (Paech, 2011).

Fast alles ist beinahe immer verfügbar. Dass uns dieses ALLES IMMER (Welzer, 2013) gar nicht glücklich macht, hat die Glücksforschung längst bewiesen: Ab einem bestimmten Pro-Kopf-Einkommen steigt das Glücksempfinden nicht mehr.

Paechs Entwurf einer Postwachstumsökonomie

zeichnet sich durch zwei Merkmale aus: 1. Eine „Ökonomie der Nähe“ durchVerkürzung von Produktionsketten bis zur Lokal- oder Regionalversorgung. Eine solche Ökonomie braucht eine andere soziale Einbettung, weil zwischen den Akteuren direkte Beziehungen bestehen, die sich zudem mit der Region identifizieren. 2. Kreative Subsistenz als Ersatz für Industrieoutput. Subsistenz – im weitesten Sinne bedeutet das die Fähigkeit zur Selbstversorgung – ist für Paech deswegen so wesentlich, weil unsere westlichen Industriegesellschaften im Moment komplett abhängig von Fremdversorgung und damit extrem verletzlich sind. Kreative Subsistenz entsteht, wie Paech

sagt, zum Beispiel durch Nutzungsintensivierung in Form von Gemeinschaftsnutzung, Stichwort Teilen. Zweite Zutat:Verlängerung der Nutzungsdauer. Die aber ist, wie wir wissen, bei vielen Dingen von vornherein beschränkt. Die Dinge, mit denen wir uns umgeben, sind schon so gemacht; dass sie nicht lange halten. Dritte Zutat für kreative Subsistenz: Eigenproduktion. Dinge werden wieder selbst hergestellt.

Im Do-It-Yourself-Trend und Urban Gardening sind diese Ideen schon längst angekommen. Auch die überall entstehenden MakerLabs und Reparaturcafés sind letztlich Werkstätten der Ermächtigung. Was heisst das für Design und Gestaltung? Wer braucht Designer, wenn alle alles selber machen? Dann sind wir alle Gestalterinnen und Gestalter unserer Lebenswelt. Der Designer wird sich als Re-Designer, als Upcycler, als kreativer Weiterverwender verstehen, als jemand, der Dinge umgestaltet, neu kombiniert, repariert, ergänzt. Jemand, der Dinge auf Dauerhaftigkeit ausrichtet und auf vielseitige Verwendbarkeit. „Es geht um das Re-Design des Verhältnisses zwischen Rohstoff und Erzeugnis. Wir brauchen also ein transformatives Design. Nicht nur andere, sondern weniger Energie. Nicht bessere, sondern weniger Produkte. Keine neuen Aufwände, sondern Wiederverwenden. Umnutzen. Nachnutzen. Mitnutzen. Dazu bräuchte es Designer, die mehr im Blick haben als nur den Markt. Mehr als nur form und function. Sie müssten neue Energien entwickeln, wie so ein Leben in der Postwachstumswelt aussehen könnte.“ (Welzer, 2012)

Die genannten Entwürfe sind ein Anfang. Jetzt braucht es Formen der Umsetzung, angepasst auf lokale Orte und Bedarfe. Hier kann man beginnen: Einen anderen Blick auf Dinge entwickeln. Und Räume für Kooperation entwerfen, in denen Alltägliches neu gedacht wird und verschiedenste Menschen dazu beitragen können. Also, liebe Gestalterinnen und Gestalter:Vergesst die Welt von heute. Seid Gestalter der Welt von morgen. Entwerft eine Welt, die glücklich macht. Fangt jetzt damit an.

Anka Falk ist Dozentin an verschiedenen Hochschulen in Deutschland und in der Schweiz. Themenschwerpunkte sind Erfahrungen kultureller Differenz und deren Relevanz für Gestaltung, sowie Design für eine Postwachstumsgesellschaft.

